



Berlin, den 2. November 1901.

Pour Le Mérite.

Aus Algier kam uns während der schönsten Sommerszeit beglückende Kunde. Graf Waldersee, dessen Geschäft in China beendet war, hatte auf der Heimreise in dem nordafrikanischen Hafen gestetet. Da er an einem bestimmten Tage vom Kaiser feierlich in Hamburg empfangen werden sollte, durfte der Greis, um nicht etwa zu früh den deutschen Boden zu betreten, das sonst sehr beliebte Verkehrsmittel der Eisenbahn nicht benutzen und konnte behaglich weilen, wo es ihm gefiel. Und in Algier fühlte er sich sehr wohl. Als Mensch, als Krieger, als Patriot. Das verschwieg der expansive Vertreter des jungen Imperialismus seinen Landsleuten nicht. Wie die Franzosen ihm huldigten, hörten wir; und wie herzlich das Verhältnis zwischen den Truppen sei, deren Väter vor dreißig Jahren auf Tod und Leben mit einander gerungen hatten. So sei es auch schon in China gewesen; kein anderes Kontingent habe sich so willig dem deutschen Oberbefehl gefügt wie die tapfere Schaar, der die Tricolore der Republik vorwehte. In Algier konnte der Feldmarschall sich kaum der Liebe erwehren, die ihn zärtlich umdrängte. Es ging ihm wie im Kriege gegen den bösen Verlichinger dem Reichssekretär, der mit seinem Lustgezel unter Zigeuner gerieth: gar majestätisch fanden ihn Alle und die Kinder selbst sahen sein graues Haupt in lichtem, in mildem, in goldenem Schein. Ein Tages wollte der Marschall sich die Rosette der Ehrenlegion kaufen, deren Ritter er ist; als er sie endlich aber in einem Laden aufgestöbert hatte, wollte der Krämer kein Geld von ihm nehmen: nur schenken, nicht verkaufen könne er dem deutschen General das gallische Ehrenzeichen. In der pariser Presse wurde

der Mann gelobt, der die Scheidemünze des Prussien abgelehnt habe. Das arglose Herz des Deutschen aber fühlte nur Liebe in solchem Thun, ehrfürchtige, uneigennütige Liebe. Das kleine Ladenerlebnis wurde einem Interviewer erzählt und, als ein Herrliches verheißendes Symptom, in die Heimath gemeldet, damit es die immer noch Mißvergnügten lehre, welchen Ertrag des Reiches Feldherr aus Asien heimbringe. Wer mochte den Kreuzzug noch schelten, da er dem langen, verderblichen Hader, der Frankreich von Deutschland trennte und das nothwendige Bündniß der mitteleuropäischen Völker hinderte, nun das ersuchte Ende bereitet hatte? Graf Waldersee barg seine Freude an so ungemeinem Erfolg nicht im Busen. Und weil Vand und Leute ihm so gefallen hatten, sprach er die Absicht aus, in Algerien mit seiner Frau den Winter zu verleben.

Ob er die Absicht ausführen wird? Vielleicht ist die Erinnerung an seine aus Algier datirten Selbstanzeigen ihm durch einen neuen Beweis französischer Freundschaft und Waffenbrüderlichkeit einigermaßen vergällt.

Wehr als einmal wurde hier, ehe den Krieg, der kein Krieg sein sollte, ein Friede endete, der kein Friede sein kann, angedeutet, der Oberbefehlshaber sei, um wenigstens den Schein der Macht zu wahren und öffentlichen Skandal zu meiden, genöthigt gewesen, auf das Wesen der Kommandogewalt zu verzichten. Das ging aus mancher ausländischen Darstellung der Ereignisse, deutlicher noch aus privaten Schilderungen der Petschili-Misere hervor. Natürlich wurde heftig widersprochen und das Diplomaten-genie des Marschalls gerühmt, dem gelungen sei, durch eine klug berechnete Mischung von Artigkeit und Energie sich seine Stellung zu schaffen, der alle Verbündeten sich, ohne zu murren, beugten. Und daß er namentlich der Franzosen Herzen im Sturm erobert habe, war uns von seinem Troß hundertmal schon in die Ohren gebrüllt worden, bevor aus Algier die frohe Botschaft kam. Jetzt ist der General Boyron heimgekehrt, der in China den französischen Truppen befohl. In Marseille stieg er an Vand, ohne Sang und Klang; denn Herr Loubet jagte, Herr Waldeck bereitete seine Kandidatur für die Akademie vor und den Genossen Freiherrn von Mille- rand hielt der drohende Bergarbeiterstreik in Paris zurück. Das mag den General geärgert haben. Am Ende kümmernten die Leute sich nur deshalb nicht um ihn, weil sie ihm zutrauten, er habe da drüben die Rolle des Handlangers gespielt. Ohé! Auch hier stellten pünktlich die Interviewer sich ein und Herr Boyron bewies, daß er von dem deutschen Kameraden gelernt hat; die Schweigsamkeit schätzt auch er nicht mehr als eine Soldatentugend.

Mit dem Grafen Waldersee habe er auf sehr gutem Fuße gestanden. Netter Mann; stets artig und zum Nachgeben bereit; den Oberbefehl habe er nicht allzu ernst genommen; Jeder habe gethan, was ihm richtig und nöthig schien. Damit man ihn nicht als Renommisten höhne, hat Boyron nun ein paar Briefe veröffentlicht, in denen er auf vom Marschall ausgesprochene Wünsche geantwortet hat. Keinen dieser Wünsche hat er erfüllt. Waldersee erinnert daran, daß für die verbündeten Herren der Grundsatz voller Gleichberechtigung gelte, mit dem der Anspruch nicht vereinbar sei, die katholischen Missionen unter ein französisches Militärprotectorat zu stellen. Niemand, erwidert Boyron, kann von der Nothwendigkeit voller Gleichberechtigung inniger überzeugt sein als ich, Niemand auch besseren Willens, dem Oberkommando zu geben, was ihm gebührt; in diesem besonderen Fall aber gebieten die heiligsten und ältesten Traditionen mir, den Sendboten meiner Kirche nicht den Schutz zu entziehen, den sie von ihren bewaffneten Brüdern erwarten dürfen. Waldersee will in Peking einen einheitlichen Polizeidienst organisiren, dessen Leiter ein deutscher General sein soll. Er sieht nicht voraus, daß dieser Plan Widerspruch erwecken muß, weil die Führer der andern Contingente nicht dulden können, daß den Schlichaugen der Chinesen ein neuer Schein deutscher Uebermacht sichtbar wird, und holt sich abermals ablehnenden Bescheid. Nein, Herr Marschall, sagt Boyron; die geplante Organisation würde die Bedeutung des französischen Corps nicht ins rechte Licht rücken; ich bin für Decentralisation und bitte, gefälligst zu glauben, daß in dem von Franzosen besetzten Theil der Hauptstadt schon jetzt die Zustände keinen berechtigten Wunsch unerfüllt lassen. Waldersee ist erstaunt darüber, daß zwischen Peking und Pootingsu nur die Tricolore zu sehen ist, nicht eine einzige Fahne einer andern Nation. Alles in Ordnung, sagt Boyron; ich habe Ihnen, Herr Marschall, ja bereits den Wortlaut meiner Befehle mitgetheilt; und diesen Befehlen wird mein Corps auch künftig gehorchen. Fahnen? Ja, die geehrten Verbündeten haben für ihre Feldzeichen neben unseren noch Platz genug. Uebrigens wird unsere Tricolore sehr oft von Chinesen gehißt, die sich unter unseren Schutz stellen wollen, weil wir gestattete Leute sind, uns nie barbarisch zeigen, Leben und Eigenthum schonen und unser Handeln den großen Postulaten der Menschlichkeit und Gerechtigkeit anpassen. Vielleicht ist deshalb unsere Fahne den Chinesen so lieb geworden. Die vorher leise Ironie wird hier zu offenem Hohn. Das ist ein Bissen für die Pariser. Herr Boyron kann über Nacht ein Boulanger werden.

Eine traurige Geschichte, die, ohne unglücklich zu sein, das Schamgefühl gräßlich verletzt. Es ist, als wolle der Fluch nicht weichen, der von der ersten Stunde an auf diesem unrühmlichen Abenteuer lag. Der häßliche Handel, den Mancher schon im wesenlosen Schein hinter uns wählte, bringt immer neue Widrigkeit; die Triumphreise des Sühneprinzen, die unwürdige Anweisung der astronomischen Instrumente, die Briefe Boyrons: welche Schlappe wird nächstens nun die Welt heiter stimmen? Nie konnte es so weit kommen, wenn die deutsche Politik nicht das Opfer eines schlau eronnenen Lügensystems geworden wäre. Erlagen waren die pekinger Missethaten, erlogen war beinahe Alles, was uns über die Absichten der Großmächte gemeldet wurde; und die ganze Tragikomoedie des deutschen Oberbefehls wäre uns erspart geblieben, wenn nicht ein Geschichtsträger dem Kaiser falsche Nachricht apportirt hätte. In Kassel sagte vor Waldersees Abreise der Deutsche Kaiser, es sei „von hoher Bedeutung“, daß die Ernennung des Generalissimus „der Anregung und dem Wunsch Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen“ entsprungen sei, „des mächtigen Herrschers, der weit in die asiatischen Lande hinein seine Macht fühlen läßt“; darin zeige sich wieder, „wie eng verbunden die alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche sind“. Im russischen Reichsanzeiger aber wurde erklärt: „Kaiser Wilhelm wandte sich direkt in einem Telegramm an Kaiser Nikolaus, wie an alle interessirten Regierungen, und stellte den Feldmarschall Grafen Waldersee zur Verfügung. Kaiser Nikolaus, von dem Wunsch befeelt, die im fernem Osten entstandenen Verwickelungen möglichst schnell zu ordnen, antwortete auf diese Depesche, er sehe kein Hinderniß, das sich der Annahme des vom Kaiser Wilhelm gemachten Vorschlages entgegenstelle.“ Wer trägt die Verantwortung dafür, daß in einer so wichtigen Sache Zustände und Stimmungen dem Kaiser falsch geschildert wurden? Weder Rußland noch eine andere Großmacht—außer England—wünschte eine Expedition vereinigter Truppen noch gar den deutschen Oberbefehl. Sie schickten Soldaten hin, weil nach dem deutschen Vorgang nicht zu vermeiden war, dachten aber stets nur daran, das eigene Schiffchen früh und sicher ins Trockne zu bringen. Dem Oberbefehlshaber machten sie eine Verbeugung und nannten ihn einen guten Mann. Dem gelben Volk empfahlen sie sich im schönen Wetteifer als Hüter feinsten Gesittung und wisperten, nur die Deutschen hätten zu so heftigen Maßregeln getrieben. Die Chinesen lachten und sparten ihre Rache für günstigere Zeit. Und eben berichtet der amerikanische Kommissar, im Reiche der Mitte gähre es bedenklich und man müsse mit der nahen Möglichkeit neuer Aufstände rechnen.

Graf Waldersee wird doch wohl nicht nach Algier gehen. Die Hoffnung, den alten Fader geendet und die Herzen der Franzosen gewonnen zu haben, hat er wahrscheinlich schon aufgegeben; wenn er sie überhaupt je hegte. Wer weiß? Seine Freunde haben ja behauptet, auch dem armen Marschall seien erklogene Reden in den Mund gelegt worden. Vielleicht sah er, bevor er noch über die Alpen zog, Alles voraus und nannte sich in Abschiedsbriefen deshalb „Oberbefehlshaber in partibus infidelium“. Das war, ins Militärische übertragen, der Titel der Bischöfe, die keinen Sitz und keine Gemeinde hatten. Der arme Weltmarschall ist verspottet worden; daß er nur über die deutschen Truppen Kommandogewalt hatte, haben wir erst durch Boyrons unanständige Indiskretion erfahren. Einen Oberbefehlshaber gab es in China nicht. Ein Generalissimus, der, wenn er irgend eine Kleinigkeit durchsetzen möchte, lange Briefe schreiben und dann jedesmal höhnische Abfertigungen hinnehmen muß, ist zu bedauern. Dem Grafen Waldersee aber blieb keine Wahl. Er hatte alle Mittel versucht, sogar mit französischer Operettenmusik um die Liebe des guten Feindes geworben. Er witterte den Wunsch, ihn so lange zu ärgern, bis er müde ward und das Flitterkleid des Paradeseldherrn von sich warf. Dann hätten die Anderen aus vollem Halse gelacht. Aber er durfte kein Aergerniß geben. So saß er seufzend in seinem Asbesthaus und ließ den Ereignissen ihren Lauf. Das war keine geringe Leistung. Alle Mächte haben den Werth solcher Resignation anerkannt und hohe und höchste Orden zieren heute die Brust des alten Herrn, der sich zeitig beschied, Oberbefehlshaber nur zu heißen. Jetzt hat er auch den Orden Pour Le Mérite noch erhalten, der früher die Inschrift trug: Pour La Générosité. Den sollten selbst die Gegner ihm gönnen. Nicht in der Schlacht allein bewährt sich der Held; und eines für edle Haltung verliehenen Ordens ist Keiner würdiger als der fromme Knecht, der, trotzdem er ein Schwert an der Seite trug, Spott und Schimpf im Dienste des Herrn lächelnd litt.



Durch Kunst zum Leben.

Das unter dem Titel „Durch Kunst zum Leben“ bei Diederichs erschienene Buch Lothars von Kunowski ist aus einem Werk vorläufig herausgegriffen, das in großem Zusammenhang alle Fragen künstlerischen Schaffens von der handwerklichen Bearbeitung des Materials an bis zur Gestaltung tiefster seelischer Werthe und ihrer Umsetzung schließlich in Lebensmacht von einem neuen — oder, wenn man will, sehr alten, aber verlorenen — Standpunkt aus behandeln soll. Das Werk soll die Grundlage zur Erziehung eines neuen Künstlergeschlechtes bilden. Das sechste Buch daraus, „Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens“, ist ihm als Vorläufer vorausgeschickt, als Nächstes, Wichtigstes, weil alle Erwägungen Dessen, was zu schaffen ist, nutzlos wären, so lange beim Künstler die seelische Verfassung fehlt, in der allein es geschaffen werden kann. Diese psychologische Schaffungsmöglichkeit, die eben in Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit ruht, zu erzeugen, ist sein Ziel; daß ihr Fehlen unsere Zeit künstlerisch unfruchtbar macht, die aus persönlicher Erfahrung geschöpfte Grunderkenntniß.

Der Verfasser sieht Tausende in und außerhalb der Schulen und Akademien Deutschlands mit Feiß und großer Wichtigkeit um die Hervorbringung von Kunstwerken bemüht, sieht sie, so weit sie es ernst nehmen, gequält, müde, unwillig und muthlos, die Uebrigen gedankenlos in einer Beschäftigung aufgehend, die nicht nur mit Kunst nichts zu thun hat, sondern überhaupt als Thätigkeit eines Menschen unwürdig ist; sieht als Resultat bei Jenen Einzelnes, Weniges, das mit ganz unverhältnißmäßiger Anstrengung hervorgebracht ist, bei Diesen ein Nichts, das nicht einmal den Werth guter Nachahmung hat. Schlagend als Zeichen für den Tiefstand unseres Kunstschaffens ist unsere Stellung zur Vergangenheit: wenn sie nicht als völlig überwunden bei Seite geworfen wird, so werden ihre Meister als Halbgötter von übermenschlicher Kraft in einen besonders dazu erfundenen Himmel glücklicherer Zeiten versetzt, so daß jeder Gedanke, je einmal mit ihnen in die Schranken treten zu sollen, nicht nur für den Einzelnen, sondern für unser ganzes Geschlecht von vorn herein als lächerliche Ueberhebung erscheint. Das ist nicht mehr Anerkennung ihrer Größe, sondern Versuch, sich über die eigene Kleinheit hinwegzutäuschen.

Wer dem Vergleich zwischen uns und ihnen ins Gesicht zu schauen wagt, muß sich fragen: wenn sie doch auch nur Menschen waren, warum ist der Weg zu ihrem Menschenthum verschlossen, warum ist die Art unseres Schaffens eine so ganz andere, warum bei den Größeren ein so verzweifelt quälendes Ringen, seltenes und spätes Gelingen, bei den Kleineren nicht wenigstens das Nachschaffen und Bearbeiten des von Jenen Erreichten?

Die Zahl der Antworten ist wie Sand am Meer: dem Ueberwiegen wissenschaftlicher Forschung, dem Erlahmen anschaulichen Gestaltungstriebes, dem Verfluchen des religiösen Gefühls, dem Vordrängen sozialer Nützlichkeitforderungen, der Ueberlastung mit Arbeit und Verarmung an Lebensfreude, dem geringen Interesse der großen Volksmassen, der ungenügenden materiellen Förderung von oben, ungünstiger Rassenmischung, der Depravation des gesamten Menschengeschlechtes und noch manchem Anderen wird die Schuld zugeschoben. Kunowskis Antwort ist rund und klar: die Künstler wissen nicht mehr, wie sie lernen und wie sie arbeiten sollen. Wenn sie es wähten, würde ihr Werk der Wissenschaft als nothwendige, unumgängliche Ergänzung zur Seite stehen, den vorhandenen bildnerischen Trieb in Bahnen lenken, religiöses Gefühl erzeugen, soziale Nothwendigkeiten gestalten, der Lebensfreude Formen geben, Interesse und Förderung erzwingen, den tiefen, gerade in unserer Rasse liegenden Schönheitdrang erlösen und damit die Menschheit gewaltsam aufwärts führen. Aber wir wissen nicht mehr, — wissen nicht mehr, daß an der Kunst etwas Anderes erlernbar ist als einige recht rohe Handgriffe, und noch weniger, wie es erlernt werden kann. Jeder beginnt den selben Weg von Neuem und darum kommen die Wenigsten über die Anfänge hinaus, die schon dem Knaben selbstverständlich sein müßten, und setzen noch eine Ehre drein, das Alphabet selbst gefunden zu haben. Wir wissen nicht mehr, daß die Erzeugung eines sichtbaren Bildes für unsere Weltanschauung, das die Höhe unseres begrifflichen Wissens erreichte und alles Beste in sich schloß, was unsere Zeit bewegt, eine gewaltige Summe von detaillirenden Kenntnissen und zusammenfassenden Erkenntnissen der sichtbaren Natur erfordert, die nur durch die gemeinsame Arbeit vieler erworben, vermehrt, gesteigert, vertieft und vervollkommenet werden können, daß diese Arbeit von den ältesten Zeiten aller Kunstübung an ganz systematisch Schritt vor Schritt wie nach einem vorgezeichneten Programm dank dem einen höchst einfachen Mittel geleitet worden ist, daß Generation auf Generation der Schüler Alles, was der Meister an Formwissen errungen hatte, sich als festen, unerblickbaren Besitz aneignete und von da aus weiter vordrang. Wir wissen nicht mehr, daß die bildende Kunst eben so über allgemeine, zusammenfassende Erkenntnißformeln verfügt wie das diskursive Denken, daß deren Besitz und freie Verwendung das anschauliche Denken eben so vereinfacht und dadurch erst zu seinen umfassendsten Operationen befähigt wie die abstrakte Zusammenfassung konkreter Dinge zu Begriffen das Wortdenken, ja, daß diese „abstrahirenden“ Formen anschaulichen Denkens nicht etwa aus der Sprache abgeleitet sind, sondern umgekehrt die Fähigkeit der Sprache, Begriffe zu bilden, von der Fähigkeit des Auges, das Typische zu erkennen, abhängt und darum die Entwicklung wissenschaftlichen oder — allgemeiner —

sprachlichen Denkens von der Entwicklung sichtbarer „Begriffe“ in der Kunst. Wir verstehen den Erkenntnißwerth des aufs Neueste vereinfachten Ausdrucks ältester Kunst nicht mehr (sehen darin womöglich nur noch „dekorativen“ Werth) und kennen die logische Entwicklung des Zusammengesetzten aus dem Einfachen nicht: darum sind uns die primitiven Anfänge und die Höhen klassischer Kunst in ihrer Entstehung gleich räthselhaft. Der ganze, reiche, lange gehütete Schatz von Ausdrucksformen ist uns verloren und wir haben nachträglich aus der Noth eine Tugend gemacht: es ist zur Doktrin geworden, daß der Künstler nichts von der Natur „vorwissen“ dürfe, wenn er an sie herantritt. Wie stellen Malerei entweder auf die Nachahmung des Eindrucks, den das völlig „unbewußte“ Auge empfangen würde, wenn es wirklich gelingen könnte, den Gesichtssinn ganz aus dem Zusammenhang der geistigen Gesamtfunktionen zu lösen, oder eben so einseitig auf angenehmen Reiz des verfeinerten Geschmacks, Schmuckkunst, zu der die Natur nur gleichsam zufällig und von ungefähr Anregungen geben könne, oder auf die Gestaltung beliebiger Einfälle (die oft genug dem reinen Sprachdenken angehören), die wir Ideen nennen. Deshalb setzen wir den Schüler vom ersten Augenblick an vor ein unendlich schwieriges Problem, den menschlichen Körper, mit der einzigen Weisung, den Augeneindruck irgendwie nachzuahmen, ohne den Versuch, ihn allmählich dazu anzuleiten, setzen ihn auf Jahre vor dies Eine und Alle vor das Selbe, als sei der Gegenstand der Darstellung nicht der ganze Reichthum sichtbaren Lebens, die Form der Arbeit nicht eine mannichfache, als Skizze, um das Flüchtige der Erscheinung, als Studie, um das Dauernde des Wesens, als freier Entwurf, um das von Beiden in der Vorstellung Lebende festzuhalten. Die Ausdrucksformeln, die vergangene Kunst für das Problem gefunden hat, liegen dem Schüler zwar vor, in unerhört reichem Maße sogar, aber als wirrer Haufe alles Dessen, was jemals eine Kunst irgendwo und irgendwie hervorgebracht hat, hochentwickelte ohne ihre Ableitungsmöglichkeit aus der Wahrnehmung, einfache mit der völlig unverständlichen Spitzmarke „Stilisierung“ und alle als Etwas, das man nur ja nicht einmal direkt benutzen dürfe, um nicht in „Nachahmung“ zu verfallen, sich aber trotzdem als unerreichbares Vorbild vor Augen halten müsse. Andauernd vor die selbe große Unmöglichkeit und niemals vor eine einzige, wenn auch noch so kleine und einfache Möglichkeit gestellt, muß der Kernbegierige je nach seiner Charakteranlage an sich selbst oder an seinem Lehrer verzweifeln: im ersten Fall bleibt er viel zu lange Schüler, im zweiten versucht er, Meister zu sein, ehe er Etwas gelernt hat.

Als Rettung aus diesem planlosen, sich selbst widersprechenden Treiben fordert Kunowski die systematische Erlernung Dessen, was in den Werken vergangener Kunst als fest formulirter Ausdruck anschaulicher Naturkenntniß

überliefert ist (womit etwas sehr Anderes gemeint ist als behagliche Nachahmung), zeigt die Methode, nach der sie folgerichtig weiter entwickelt werden kann, und die Ziele, denen die Entwicklung zuschreiten muß, damit die Kunst die ihr zukommende Bedeutung in unserem Geistesleben einnehmen kann, fordert die Organisation der lebenden Künstler zu gemeinsamer Arbeit mit einer den Kräften entsprechenden Arbeitsteilung der Art, daß Zehn nicht zehnmal das Selbe, sondern zwanzigmal mehr leisten als Einer und doch nicht Jeder ein Beliebiges, sondern Alle an einem Gesamtwerk den ihnen zukommenden Theil, an dem Gesamtwerk der uns nothwendigen Vorstellungstypen und Ideen. Er mahnt und drängt schließlich den Einzelnen, seine eigenen Kräfte, die durch verfehltes Studium abgestumpft und eingeschlüffert sind, zu wecken, zu sammeln, zu ordnen und dann wieder auf die Aufgaben, die er als die für ihn passenden erkannt hat, zu verteilen, Mannichsaliigkeit mit Konzentration, Naturstudium mit freier Schöpfung, Aneignung des Typischen mit Erforschung des Individuellen, Benutzung der glücklichen Stunde mit pflichtgemäßem Arbeitszwang zu vereinen, Leib und Seele in einem zum Schaffen tüchtigen Stande zu halten, äußeres Leben und inneres Erleben auf dies eine Ziel hin zu steigern. Das ist sein „Gesetz des künstlerischen Schaffens“. Die „Freiheit“ liegt gleich daneben: wenn sich die Kunst nach ihren eigenen Gesetzen die Ausdrucksmittel geschaffen hat, wird sie freier sein als je, erst dann wirklich frei, zu sagen, was eines Jeden Herz bewegt. Was wir jetzt Freiheit nennen, ist Willkür, die die Regel verspottet, weil sie ihre Bedeutung nicht mehr versteht. Man glaubte, die bildnerische Sprache von einem Zwang zu befreien, als man ihr die gesetzmäßigen Formen nahm, und hat sie zum Stummeln eines Kindes gemacht.

Und endlich: die Sittlichkeit giebt dem Schaffen seinen höchsten Sinn. Wenn das Gesetz des Schaffens das Leben des Individuums in allen seinen Erscheinungen in den Dienst des Werkes stellt, so verlangt die Sittlichkeit des Schaffens, daß das Produziren selbst nicht um des Produzirens willen geschehe, sondern um Dessen willen, was am Einzelnen der Menschheit und der Zukunft gehört. Weib und Kind bedeuten für den Mann die Verknüpfung des Individuums mit der Ewigkeit der Menschheitentwicklung. Dessen muß sich besonders der Künstler bewußt sein. Und dies Bewußtsein muß seine Stellung zum Weibe beherrschen. Es gehört einiger moralischer Muth dazu, gerade Künstlern diese Sittlichkeit zu predigen. Es ist zu selbstverständlich unter ihnen geworden, daß Sinnengenuß als Anregung zum Schaffen diene: die gerechte Strafe dafür war, daß der laie Kunst als Anregung zum Sinnengenuß nahm. Aus der Lust, deren Befriedigung ihr Tod ist, kann nur ein totgeboresnes Schaffen entspringen. Lebendig ist es, wenn es die höchste Zukunftshoffnung der Liebe darstellt, die über das Individuum hinausgeht.

Das Buch wirkt als unbeschreibliche Erlösung für Jeden, der den schweren Druck der Gefeglosigkeit unserer Kunst am eigenen Leibe erfahren hat, der unter Freiheit nicht Willkür, unter Leben nicht Zerschneid des Lebens auf Lust und Lüste versteht. Es ist selbstverständlich, daß bei dem Versuch, einen Inhalt, an dem kein Wort zu viel ist, auf ein paar Zeilen zusammenzudrängen, nicht viel mehr als Schlagwörter übrig bleiben, die, schon unendlich zwischen allen Parteien hin- und hergezerrt, die in dem Buch lebende Ueberzeugungskraft nicht wiedergeben können. Sie beruht darauf, daß die allgemeinen Begriffe, mit denen es arbeitet, so bestimmt und klar festgelegt sind, daß sie, aus der Anschauung entsprungen, Anschauung schaffen, ohne an abstraktem Umfang zu verlieren, daß die Weisungen für den Künstler, obwohl an die Allgemeinheit im weitesten Sinne gerichtet, die einzelne Arbeitsverrichtung so präzise bezeichnen, daß Jeder gerade seinen Stift und seinen Pinsel geführt glauben muß, die Rathschläge für den Menschen eben in ihrer Allgemeingiltigkeit die konkreten Lebensbeziehungen des Einzelnen zu treffen scheinen. Es ist nöthig, einem Vorurtheil zu begegnen. Man findet unter Malern und Bildhauern häufig eine heftige „prinzipielle“ Abneigung dagegen, sich durch Wort oder Schrift über den eigenen Beruf belehren zu lassen. Die Ursache ist nicht immer geistige Trägheit oder Unfähigkeit, zu denken; es ist manchmal die Uebermüdung und der Ueberdruß Dessen, der sich auf emsiger Suche nach dem Baum der Erkenntniß im Wald der Lehrsysteme die Füße wund gelaufen hat. Da wird er zuletzt gern den Werth aller „Theorien“ leugnen und die unmittelbare „Anschauung“ an die Stelle zu setzen suchen. Doch der sprachliche Widersinn deckt hier eine sachliche Unklarheit auf: mit dem griechischen Wort für Anschauung bezeichnen wir keinen Gegensatz zur Anschauung, sondern nur ihre mittheilbare Form. Ob es noch möglich ist, sich im Gedränge der Meinungen ohne eine solche Waffe einen festen Standpunkt zu sichern, ist sehr die Frage. Es mag Menschen geben, die das Gesetz ihres Schaffens so deutlich in sichtbaren Bildern im Innern tragen, daß sie nie schwanken können. Für sie ist das Buch nicht geschrieben, sondern aus ihrem Wirken ist es abgeleitet. Den Meisten aber dröhnen die Ohren von dem Getöse der Diskussionen um die „Kunstrichtung“ und schwindeln die Augen von dem rasenden Galopp Dessen, was uns an fremden Kunstprodukten abwechselnd als Vorbild hingestellt wird, so daß sie sich schließlich, sie mögen wollen oder nicht, an irgend ein System oder Vorbild anklammern müssen, das dann nur zu häufig ein zufällig angetroffenes oder besonders laut angepriesenes ist, statt des mit aller Geisteskraft gesuchten und gefundenen. An Thatfachen kann man beweisen, daß gerade jene Großen, die ihr eigenes Schaffensgesetz in sich tragen, sich am Wenigsten scheuen, sich darüber auch mit ihrem logischen Verstand bewußt auseinanderzusetzen, und daß für sie

begrifflich-sprachliches und anschaulich-bildliches Denken keine Widersprüche, sondern verschiedene Formen der selben Erkenntniß sind. Darum ist es ihnen gleichgültig, auf welchem Wege sie im einzelnen Fall zu einer Wahrheit gelangen. Wo diese innere Einheit fehlt, entsteht ein Streit um den Vorrang zwischen abstrakter Ueberzeugung und naiver Neigung in der Kunstübung. Und auf diesem Boden wächst dann der trockene Doktrinar, der Beispiele zu ein in seiner Natur widersprechenden Lehrsatz malt oder in Stein haut, der Popanz, mit dem man den Erkenntniß Suchenden zu schrecken pflegt. Gewiß ist es ein Irrthum, zu glauben, man könne durch Lehrsätze ein großer Künstler werden. Aber eben so unsinnig ist es, die Richtung des Kunstschaffens dem persönlichen Geschmack, im Sinn von Laune, Neigung und Zufall, blind zu überlassen. Die Diskussionen über die Berechtigung von Naturtreue, Phantasie, Typus, Idee u. s. w. sind nur so lange unfruchtbar, wie über solche grundlegenden Begriffe rettungslose Verwirrung herrscht. Sind sie einmal so unzweideutig festgelegt, wie es in Kunowski's Buch geschehen ist, so stellt sich mit zwingender Logik heraus, daß ihre Werthung keineswegs Frage des individuellen Geschmacks ist, daß vielmehr in der Erkenntniß ihres Wesens laute, nicht zu überhörende Forderungen für unser Kunstschaffen liegen, zu denen man mit einem deutlichen Ja oder Nein Stellung nehmen muß. Es ist deshalb ein sehr unbrägliches Buch, nicht nur für Die, deren Lehrmethode oder Arbeitsweise direkt und scharf angegriffen wird, sondern für Alle, die sich ärgern, über den engen Kreis ihres Schaffens hinaus eine neue, große Anstrengung machen zu sollen. Dagegen wird es Alle für sich haben — und es sind viel mehr, als man ohnt —, die von geheimem Neid verzehet werden auf andere, praktische oder wissenschaftliche Thätigkeiten, deren Lebens- und Kulturwerth sie klar einsehen, während ihnen Das bei ihrer eigenen Arbeit, so wie sie ist, vor dem Tribunal ernster Selbstprüfung nicht gelingt, und die darum nur darauf warten, das Ziel ihres Schaffens höher stecken zu dürfen. So wird es zur klaren Scheide zwischen zwei Welten mit sehr verschiedenem Geist werden.

Solche Macht hätte es nicht, wenn seine Wahrheiten auf dem Wege trockenen Addirens und Subtrahirens von Begriffen gefunden wären, mit dem man ja bekanntlich gerade so viel aus einem Wort herausrechnen kann, wie man vorher hineingethan hat. Kunowski's Erkenntnißweg und Beweismaterial ist das Erlebnis, jener innere Vorgang, der die endliche Kristallisation alles Dessen, was die Seele an Erfahrung, Beobachtung, Empfinden, Ervathen, Schließen, Denken und Schauen enthält, zu einer neuen organischen Form, die dank der gestaltenden Kraft im Innern des Menschen mehr ist als die bloße Summe der Elemente, mit solcher Ueberzeugungskraft ankündet, daß jeder Zweifel unmöglich ist und die neue Erkenntniß treibende Macht

des Lebens wird; sein Ziel die Uebertragung dieses Erlebnisses auf Alle, die Dessen fähig sind und darum wissen, daß in solchem Erleben einer Erkenntniß ihr Wahrheitbeweis und Wirkungwerth liegt. Darum erhebt sich der Ton des Buches zu leidenschaftlichem Pathos, — sicherlich zum Anstoß und Gräuel für die Engbrüstigkeit, der Leidenschaft fremd und darum peinlich ist, vielleicht auch für die ängstliche Ehrlichkeit, die sich erst dann vor jeder Täuschung durch den Gefühlswerth der Worte sicher glaubt, wenn die Temperatur der Sprache auf ein lauwarmes Mittelmaß gesunken ist. Aber es handelt sich hier weder um Angelegenheiten metaphysischer Spekulation noch um solche bürgerlicher Lebensklugheit, sondern um Kunst, bildende Kunst als Lebensmacht in einem Sinn, wie man ihn nur der Religion gemeinhin zuzutrouen geneigt ist. Darum ist das Buch eindringliche Predigt mit Gleichniß und Beispiel, Lob und Spott, Drohung und Verheißung. Es genügt dem Schreiber nicht, von einem Sachverhalt zu überzeugen: er will zum Handeln überreden, hinreißen, ja befehlen. Er muß befehlen, weil er es kann. Man ahnt in ihm den Organisator unserer Kunst, den er selbst prophezeit.

Rom.

Ludwig Bartsing.



Journalismus.

„Daß man um schändlichen Gewinnes halber alle Brunnen des Volksgeistes vergiftet und dem Volk den geistigen Tod täglich aus hunderttausend Röhren kredenzt: es ist das höchste Verbrechen, das ich fassen kann! Ich nehme, die Seele voll Trauer, keinen Anstand, zu sagen: Wenn nicht eine totale Umwandlung unserer Presse eintritt, wenn diese Zeitungspost noch fünfzig Jahre so fortwülthet, so muß dann unser Volksgeist verderbt und zu Grunde gerichtet sein bis in seine Tiefen. Denn Ihr begreift, wenn Tausende von Zeitungsschreibern, diese heutigen Vexher des Volkes, mit hunderttausend Stimmen täglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissenlosigkeit, ihren Einnachenhof gegen alles Wahre und Große in Politik, Kunst und Wissenschaft dem Volk einhauchen, dem Volk, das gläubig und vertrauend nach diesem Gift greift, weil es geistige Stärkung daraus zu schöpfen glaubt, nun, so muß dieser Volksgeist zu Grunde gehen, und wäre er dreimal so herrlich!“

Ferdinand Lassalle.

Das ist ein großer Ofen; Ihr steckt eine schüchterne, unscheinbare Thatsache hinein und es kommt eine frisch gebadene Sensation heraus. Das ist ein großer Käfig, in den lyrische Nachtigalen, kritische Gullen und die Raubvögel

des Bdrfeuthetes eingesperret sind. Das ist ein großer Gemeinplatz, in den alle Ideenstraßen münden. Das ist das tiefe Grab des unabhängigen Denkens. Das ist ein Verd jeglicher Fäulniß, der das Mark der Sprache versetzt, aus denkenden Menschen arme Schreibknechte macht und die Geister lähmt. Das ist . . . ach, man kann Bomben leider nicht schreiben!

Wer für unsere Zeit das unterscheidende Merkmal sucht, braucht nicht verlegen zu sein. Er findet die Presse, die schönste Frucht am Baum des Kapitalismus. So wie man seine materiellen Bedürfnisse mit Gütern aus aller Herren Ländern befriedigen kann, kann man täglich mehrmals in seinem Blatt alle neuen Gedanken der Erde genießen. Oder richtiger: es scheint wenigstens so. Denn die neuen Gedanken sind selten und still; die Zeitung erscheint aber täglich und muß laut sein, um zu interessiren. Sie ist es, zum Entsetzen aller Feinohrigen und Feinsinnigen, und so gehört der Presse die Welt, die in einem Meer von Druckerchwärze unterzugehen scheint. Das Papier, das früher als Dogmenverbreiter die Menschen beherrschte, beherrscht sie als heute als Zeitung. Der Gdke scheint unsterblich, mag er dem präsenden Hammer noch so hohl klingen. Dem ehernen Zeitalter folgte das papierne.

Was hat es uns gebracht? Ach höre die Antwort: eine ungeheure Verbreiterung der Bildung, die nur Böswillige Verflachung nennen können. Ihr Segen ist heute Volksschichten beschied, die während trüberer Zeiten in fast thierischer Geistesarmuth vegetirten. Heute trägt man ihnen für fünf Pfennige täglich die Bildung ins Haus.

Die Bildung? Seien wir doch sparsamer mit so kostbaren Worten! Was sich die feinsten Geister in arbeitsvollem Leben zu schaffen mühen, sollte wirklich so leicht zu erringen sein? Also dann vielleicht Halb- oder Falschbildung? Welche Beschönigung liegt in diesem Worte; keine Tausendstelbildung! Bildung bekommt man nicht; man muß sie sich selbst erarbeiten. Sie zeigt sich in der Achtung vor jeder selbst erworbenen Meinung; der Gebildete lebt nach Grundsdgen, die, jeder einzelne, von ihm selbst durchgeprüft und erarbeitet werden, ohne Unterstüzung irgend einer menschlichen oder auch göttlichen Autorität. Die Zeitung aber ist Bildungsurrogat, wie unsere Schule nur ein Surrogat für Erziehung ist. Immer zahlreicher werden die Zeitgenossen, die ihre Begeisterung aus dem Leitartikel und ihr Kunstverständniß aus dem Feuilleton schöpfen. Jeder erfährt ja Alles und kann daher auch über Alles reden und urtheilen. Die große Gefinnungsfabrik mit Gehirnbetrieb liefert auch dem Unbegabtesten seine Meinungen: Bidmarck und pariser Moben, Wagner und Schutzvöge, Böcklin und australisches Fleisch; es giebt schlechterdings nichts, worüber der Abonnent Hinz nicht „informirt“ wäre. Um eins der großen Menschheitsprobleme zu erfassen und ihren vielverzweigten Wurzeln nachzuspüren, ist auch eines Tüchtigen Leben nicht lang genug. Abonnent Hinz kennt und entscheidet, ruhigen Gemüthes, über Alle. Parlamentarismus, Frauenemanzipation: der liberale Hinz ist von ihnen begeistert; der konservative Hinz verläßt sie oder ist über sie empört. Und Keiner von den Beiden kann begreifen, daß es Individuen geben kann, die so unfähig sind, selbständig zu denken, daß sie nicht seiner Meinung sind. Der andere Hinz ist ein schwachsinziger Parteifanatiker, der Wahrheiten, klarer als die liebe Sonne, nicht zu sehen vermag.

Gewiß: die wenigsten Menschen denken selbständig. Ihre sogenannten Ueberzeugungen sind das Ergebniß ihrer wirtschaftlichen Interessen, mandual die Verkündung eines Großen, der die Kleinen zur Heerfolge zwang. Aber daß diese Masse über alle Geistigkeiten entscheidet, unerzogen oder verzogen von der Presse ist das unjagbar Traurige. Es war nicht immer so, war nur in den kulturloseten Zeiten so. Pas-sons . . .

Wer sind die Lehrer unserer Zeit und die Erzieher der Menschen von heute? Nicht die Gebildeten, nicht die Stärksten. Die Lautesten sind es; sie erfüllen den Markt der Oeffentlichkeit mit ihrem Geschrei. Die Wahrheit, die Bildung, die Kunst haben herrliche, aber zarte Stimmen; man muß aufmerksam hordchen, um sie vernehmen und verstehen zu können. Wer kann Das noch, wenn die öffentlichen Meinungen auf einander loschreien? Und mit welchem betäubenden Getöse wird das leere Stroh gedroschen! Wer aufmerksam die Bergangenheiten überblickt, wird bald merken, daß die tiefsten und mächtigsten Gedanken in Stille und Einsamkeit geboren werden. Sie sind nie in der Presse entstanden und fanden in ihr immer erst dann Beachtung, wenn sie aus sich selbst groß und stark genug geworden waren, um Gegner und selbst Mitläufer vertragen zu können. Für Schopenhauer waren diese Zeitungen nur „der Sekundenzeiger der Geschichte. Der ist aber meistens nicht nur von unedlerem Metall als die beiden anderen, sondern geht auch selten richtig.“ Nicht eine Erzieherin: eine gehorsame Dienerin der Masseninstinkte ist die Presse. So sträubt sie sich gegen alles Neue, Ganze und Große als begeisterte Verkünderin alles Dagewesenen und Mittelmäßigen und erfährt die Paradoxe erst dann, wenn sie Banalitäten werden.

Wer macht denn die Zeitungen? Das Publikum sieht immer nur das Unpersönliche, das Journal. Den Journalisten kann es sich beim Lesen der Zeitung noch immer nicht vorstellen. Nicht ein einzelner Mensch spendet die Weisheit, sondern die Zeitung; der Journalist ist nur der Diener einer im Dunkeln thronenden mystischen Gottheit, die täglich das Wunder wirkt, aus Ungebildeten Weisheitsvolle, aus Gleichgiltigen Zanatiker zu machen. Das Unfassbare, Geheimnißvolle ist ein Theil der unheimlichen Gewalt der Presse. Als sie noch nicht entartet und noch ein Instrument für einige wohlmeinende und zur Führerschaft berechnigte Leute war, da war der anonyme Artikel auch noch die Ausnahme. Der letzte Grund der Zeitungsherrschaft ist aber die Deutträgheit der Menschen. Die Presse unterstützt sie nicht nur, sondern schmeichelt ihr auf jede Weise. Das macht sie unbesiegbar.

Der einzelne Journalist ist nur ein kleines Werkzeug. Leute, die nie einer Sache auf den Grund sehen, lieben es, auf die Zeitungleute zu schimpfen. Wohl laufen der Presse viele dunkle Existenzen zu; sie ist für Charakterschwache und Bildungslose nur allzu oft die schmutzige Stufe zum Erfolg. Aber im Allgemeinen sind die Journalisten anständiger und begabter, als man glaubt. Leider. Denn erstens ist es um sie schade und zweitens sind sie dadurch noch viel schädlicher.

Würden alle Intelligenzen, die in den Meinungsbetrieben der Verlags-großhändler frohnden, für bürgerliche Berufe frei werden: wie viel nützliche Kulturarbeit könnten sie leisten! Aber sie müßten Mann zu Mann und Frau zu Frau reden, ohne den Zwang, im Interesse irgend einer Klasse oder Kapitalgruppe zu sprechen. Heute spricht nie ein warmblütiger Mensch zu Menschen,

sondern ein gespenstisches Ungethüm: die Zeitung. Und man glaube nur ja nicht, daß der enge Parteigeist sich nur auf Politik erstreckt. Es giebt kein Gebiet, das er sich nicht zu erobern strebt. Den politischen Parteien entsprechen wirtschaftliche Gruppen und literarische Klügel. Und immer schwingt über die in der Redaktion Begrabenen die Zuchttruhe: Für oder Wider. Die Herren schreiben trotzdem nur selten gegen ihre Ueberzeugung. Aber sie passen unbewußt ihre Ueberzeugung ihrer Stellung an. Und dann sind sie entweder Hymnenjänger — Brandes meinte: „Wenn der Kritiker seine Hände faltet, um zu beten, vergräbt er seine Augen, um zu sehen“ — oder erbitterte, voreingenommene Staatsanwälte. Recht aber haben sie niemals, — eben weil ihr Beruf ist, immer Recht zu haben.

Zeitungen werden also von boshaften Schädlingen geschrieben, die durch unersichtbare Arbeit gegen alle künstlerisch oder gedanklich Produzierenden erbittert wurden, oder von Menschen, die ihre reinsten Ideen in vorgeschriebene Formeln pressen müssen. Schon giebt es für einen Menschen, der seiner Zeit Etwas zu sagen hat, keinen anderen Weg in die Oeffentlichkeit als die Presse. „Der Journalisten gütige Hände verehrten ihm die Ewigkeit“, sang schon der fromme Gellert; und die echte Ewigkeit bleibt ihnen versagt. Schon können auch Menschen, die dem Journalismus beruflich oder persönlich fern stehen, sich seiner drohenden Umschlingung nicht erwehren. Universitätsprofessoren haben sich — anfangs schamhaft auf dem Seitenpfade des Interviews schlleichend — dem Journalismus ergeben. Man darf ihnen daraus keinen Vorwurf machen; die Don Quixotes, die sich der Entwicklung entgegenstellen wollen, sind albern und nutzlos. Wohl aber ist es sehr zu beklagen, daß die Wissenschaft ihnen nie so reichen Lohn geben kann wie die auliterarischen Annoncenetablissemens, bei denen sie dekorativ wirken. Begabte Dichter müssen sich für ihre künstlerische Thätigkeit erst bei einer Zeitung einen Namen ers schreiben, um ihren Romanen einen Verleger, ihren Stücken ein Theater zu finden. Wenn sie „nur Dichter“ ohne journalistische Verbindungen oder Stellung sind, gelingt ihnen Das schwer oder — meist — überhaupt nicht. Bald verdirbt aber der Journalismus ihre Kraft, macht ihre feinen Farben grell, vergrößert ihren Geschmack durch seine „Aktualitäten“, erstickt ihr Sprachgefühl und ihr Talent.

Die Intelligenz des Volkes aber wird in Druckerschwärze erkaufte. Kein Damm schützt vor der Ueberschwemmung. Wer wird über Etwas noch nachdenken wollen, wenn er Alles vorgebracht ins Haus erhält? Man sage nicht, daß ja Jeder die Zeitung kontrolliren könne und sie auch kontrolire. Gewiß: ganz hat der Mensch seine Intelligenz noch nicht verabschiedet. Das braucht lange Zeit. Aber Organe, die nicht verwendet werden, verkümmern und sterben ab. So ist der Kultur aus Papier, aus eisernen Lettern und Druckerschwärze ein gewaltiger Feind entstanden und man weiß keine Antwort mehr auf die Frage: War Gutenberg wirklich der Menschheit ein Wohlthäter?

Wien.

Dr. Ludwig Bauer.



Mütterschutz.

Jeber Thierzucht treibende Landwirth wendet dem Mutterthiere zur Zeit seiner Trächtigkeit erhöhte Sorgfalt zu. Kein Pferdebesitzer wird zum Beispiel eine tragende Stute oder eine Mutterstute, die eben erst geworfen hat, zu schwerer Arbeit verwenden, sie etwa gar an einem Rennen theilnehmen lassen; der einfache Geschäftssinn gebietet solche Schonung des einen erheblichen Geldwerth darstellenden Thiermaterials. Bei der höchsten Gattung Lebewesen, die unsere Erde bevölkert, beim Menschen, liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Noch immer gelten da die Worte, in die Thomas Hood, der Dichter des Viehes vom Heinde, den ganzen Jammer der arbeitenden Frau faßte:

„O Gott, daß Brot so theuer ist
Und so wohlfeil Fleisch und Blut!“

Gerade in unseren Kulturländern sehen wir, wie zu einer Zeit, da größte Schonung am Platze wäre, die Mütter, mit der kommenden Generation unterm Herzen, gebeugt von der doppelten Last der Arbeit und der Mutterchaft, alle ihre Kräfte anspannen müssen in dem unerbittlichen Wettkampf um's tägliche Brot.

Wenn nun auch Naturforscher und Aerzte, nach den Beobachtungen bei Naturvölkern und einigermaßen auskömmlich situirten Landbewohnern, der Ansicht zuneigen, daß ein gewisses Maß körperlicher Thätigkeit den Verlauf der Geburten günstig beeinflusst, so ist doch die Grenze zulässiger Arbeit beschränkt. Unsere industrielle Entwicklung droht aber die Erkenntniß des hohen Interesses der Gesamtheit an dem Wohl von Müttern und Kindern immer mehr zu ersticken. Während die ärztliche Wissenschaft dahin gelangt ist, vereinzelte Individuen einem ehemals sicheren Tode abzurufen, sehen wir vor und unmittelbar nach der Niederkunft Tausende und Abertausende junger Menschenknospen vor oder kurz nach der Entfaltung verkümmern. Im Jahre 1895 gab es in Deutschland 8½ Millionen im Hauptberuf erwerbend thätiger weiblichen Personen. Da nun insgesammt nur etwa 15 Millionen Frauen im erwerbsfähigen Alter — Das heißt: zwischen dem fünfzehnten und sechzigsten Lebensjahre — vorhanden waren, eine große Zahl von Heimarbeiterinnen aber ihre Thätigkeit nicht als Hauptberuf angerechnet, kann man sagen, daß annähernd die Hälfte aller Frauen gewerblich thätig ist. Die Hälfte der kommenden Generation steht also unter dem Einfluß der Erwerbsarbeit; und darum ist unter den sozialpolitischen Forderungen verbesserter Arbeiterinnenschutz eine der wichtigsten.

Man hat allmählich das nutzlose Anstemmen gegen eine historische Entwicklung erkannt und glaubt nicht recht daran, die gewerbliche Frauenarbeit wieder völlig auszurotten zu können. Jeder Versuch, die weibliche Thätigkeit einzuschränken, drängt die Frauen nur in andere, oft noch ungünstigere Erwerbsgebiete; so würde das Verbot der Fabrikarbeit nur an die Stelle der wenigstens überwachten Thätigkeit im Großbetrieb die Heimarbeit setzen, mit kaum kontrollirbaren Arbeitsstunden, schlechteren Löhnen und größeren Schädlichkeiten. Die Nachtheile der übermäßigen Industriearbeit müssen daher, um einer allgemeinen Degeneration vorzubeugen, durch Schutzbestimmungen herabgemindert werden. Zu den aufgestellten Forderungen gehören: die Festsetzung des achtfündigen Maximal-Arbeits-

tages, das Verbot gewerblicher Beschäftigungen mindestens vierzehn Tage vor und wenigstens sechs Wochen nach der Niederkunft, ferner die Ausschließung schwangerer Frauen aus besonders gesundheitsgefährlichen Betrieben und volle Entschädigung der Arbeiterin in der Höhe des bisher verdienten Lohnes während der Schutzzeit. Das jetzt in Deutschland gültige Gesetz bestimmt, daß Arbeiterinnen vier Wochen nach der Niederkunft nicht gewerblich beschäftigt werden dürfen, und räumt, wenn der Arzt die Aufnahme der Arbeit noch nicht gestattet, zwei weitere Wochen Schonzeit ein; Arbeiterinnen, die mindestens sechs Monate vor ihrer Niederkunft einer Klasse beigetreten sind, erhalten während der gesetzlichen Freizeit eine Entschädigung in der Höhe des Krankengeldes, also der Hälfte ihres ortsüblichen Tagelohns. Die Unzulänglichkeit dieser Schutzbestimmungen liegt auf der Hand: sie gestatten noch immer die volle Arbeitsleistung bis zum Zeitpunkt der Niederkunft, setzen gerade in den Wochen, die der Arbeiterin zu ihrer Pflege und Kräftigung größere Weibauslagen auferlegen, die Einkünfte auf die Hälfte herab, zwingen die Frauen, auch wenn sie noch keineswegs hergestellt sind, auf Erlangung eines ärztlichen Zeugnisses zu dringen, um wieder in Arbeit zu kommen, und berauben die Neugeborenen im schutzbedürftigsten Alter der mütterlichen Pflege. Die indirekte Benachtheiligung der kommenden Generation durch frühzeitige, übermäßige Erwerbsarbeit der Mädchen und deren Beschäftigung in gesundheitsgefährlichen Betrieben muß erwähnt werden, weil sie die Prädisposition zur Geburt ungesunder Kinder schafft.

In's Auge fallend ist der Zusammenhang zwischen der Ausübung einzelner Berufe mit der Zahl der Tot-, Fehl- und Frühgeburten. So giebt Dirschberg für das Jahr 1894 bei den Hutmacherinnen Berlins den Prozentjah der Früh- und Fehlgeburten mit 26,1, bei den Drucker- Arbeiterinnen mit 20,5, den Wäschearbeiterinnen mit 19,9 an, während man im Allgemeinen mit etwa 3 Prozent rechnet. Auch die Enquete über die Lebensverhältnisse der wiener Arbeiterinnen lieferte 1897 charakteristische Beispiele für den Einfluß gewisser Industriezweige auf die Kinderlebensfähigkeit. Tot- und Fehlgeburten kommen namentlich bei den Arbeiterinnen der Süh- und Feinbäckerei, der Metallwaarenfabriken, bei Galvaniseurinnen, Bronzirennen, Schleiferinnen und Spiegelbelegerinnen vor und erreichen ihren Höhepunkt bei den die schwerste Arbeit verrichtenden Bauarbeiterinnen; von den Kindern der in diesem Berufe thätigen Frauen kommen kaum 20 Prozent lebenskräftig zur Welt.

Mit der Zahl der noch vor ihrem Eintritt ins Leben vernichteten kindlichen Existenzen ist die Reihe der Opfer bei Weitem nicht erschöpft. Auch die mit normaler Lebenskraft Geborenen bleiben von Gefahren umringt, die um so größer sind, je schlechter die Lebenslage der Mutter, je höher die schon vorhandene Kinderzahl, je andauernder die mütterliche Arbeitsleistung ist und je weniger Unterstützung der Mutter durch den Mann und die Familie zu Theil wird. Schon in der Geburt geht ein Theil Lebensfähiger aus Mangel an Sorgfalt zu Grunde; ein weiterer Bruchtheil wird ein Opfer gesellschaftlicher Grausamkeit, die im wörtlichen Sinne die Sünden der Väter an völlig schuldlosen Kindern rächt. Während der Mann ledig von Schuld erachtet wird, hat die unverschleihte Mutter nicht allein die sittliche Entrüstung zu erdulden: man erschwert ihr auch noch das wirtschaftliche Fortkommen und veranlaßt so die

widernatürlichen Verfehrungen des höchsten Naturgefühls, der Mutterliebe, zum Trieb der Vernichtung. Verschwindend gering an Zahl erscheint jedoch der beabsichtigte Kindesmord gegenüber dem unbeabsichtigten Massenmord durch mangelhafte Pflege, ungenügende und unrichtige Ernährung. Der Zusammenhang von Ernährungsweise und Kindersterblichkeit ist bekannt genug; eben so die Thatsache, daß mit jeder Daseinswoche sich die Lebensausfichten des Kindes erhöhen: so wird die Zeitdauer der Pflege und Ernährung des Säuglings durch die eigene Mutter oft ausschlaggebend. Die Milch einer gesunden Mutter ist die unerreichbar beste Nahrung; selbst bei den in schlechten Verhältnissen lebenden Klassen bleibt die Sterblichkeit der Brustkinder wesentlich hinter der künstlich genährten zurück. Eine Ausnahmestellung nehmen jedoch die in bestimmten gefährlichen Fabricationen beschäftigten Mütter ein, die durch Selbststillung die Sterblichkeit der Kinder erhöhen. In Tabakfabriken beobachtete man, daß bei Wiederaufnahme der Arbeit die an der Mutterbrust gestillten Kinder ausnahmslos starben, während bei Ernährung durch Amme oder Flasche ihre Mortalität eine zwar hohe war, aber doch nur 37 Prozent betrug. Für die Kinder der Quecksilberarbeiterinnen hat Pirt eine Sterblichkeit von 65 Prozent festgestellt und Tardier für die der Bleiarbeiterinnen eine von 50 Prozent.

Den unmittelbaren Einfluß von Pflege und Ernährung auf die ersten Lebenswochen des Kindes beweisen vereinzelte Versuche ausgedehnteren Arbeiterinnenschupes; so sank in der dollfusischen Fabrik im Elsaß nach Einführung einer sechs-wöchigen Ruhepause bei voller Löhnung die Sterblichkeit der Kinder von 40 auf 25 Prozent. In der berliner Fabrik in Paris, deren Besizer, Enkel von Dollfus, 1892 die Mutualité Maternelle ins Leben riefen, fielen die Todesfälle der Säuglinge von 120 im Vorjahre auf 29. Umgekehrt stieg bei der zunehmenden Francaarbeit in der genfer Textilindustrie die Kindersterblichkeit des Kantons von 45,2 im Jahre 1886 auf 63 Prozent im Jahre 1890. Diese Zahl kann nur noch verglichen werden mit der Sterblichkeitsziffer der französischen Kostkinder, die in einzelnen Departements auf 68 bis 77 Prozent angegeben wird. In den Departements, die eine Ueberwachung des Kostkinderwesens und eine Einschränkung des Ammenwesens auf Grundlage der Loi Roussel einföhreten, fiel die Gesamtsterblichkeit der Kinder: im Departement Calvados von 30 auf 6 Prozent, in dem von Cher von 28 auf 11 Prozent, im Departement Creuse von 17 auf 5 Prozent. Heute wird die Sterblichkeit der berliner Säuglinge in den von Arbeitern bevölkerten Stadtbezirken, östliche Luisenstadt, Rosenthalervorstadt, Wedding, auf 324 bis 346 pro Tille angegeben; in der Friedriehstadt zählt man nur 148 pro Tille. Nicht die Thatsache der künstlichen Ernährung an sich bedingt die große Mortalität, sondern der Umstand, daß in Folge Zeit- und Geldmangels der arbeitenden Klassen die Ernährung von schlechter Qualität ist und nicht mit genügender Sorgfalt zubereitet werden kann. Aus diesem Grunde hat der pariser Magistrat längst die Einrichtung getroffen, sterilisirte Milch in Portionsfläschchen herzustellen und zu billigem Preise an die Arbeiterinnen verabsolgen zu lassen.

Den Ärzten, die sich mit der Arbeiterinnenfrage beschäftigen, erscheinen die vorher genannten Forderungen des Arbeiterinnenschupes noch durchaus unzureichend; sie wünschen mindestens sechs Wochen Erholung nach der Niederkunft;

der erfahrene Gewerbe-Inspektor beschränkte sogar ein Arbeitsverbot von drei Monaten vor und nach der Entbindung; eben so verlangt das Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für Medizinalwesen das Verbot der Fabrikarbeit für die letzten zwei Monate der Schwangerschaft. Allerdings würden diese Verbote nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn die Mutter eine genügende Unterstützung aus Kassamitteln empfangt, da ihr und ihrem Kinde durch Hungerleiden noch weniger gebietet wäre. Der Antrag der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion auf Arbeiterinnenchutz enthält die Forderung eines sechswoöchigen Arbeitsverbotes für Wöchnerinnen, das noch um weitere zwei Wochen ausgedehnt werden soll, wenn das Kind lebt. Hier ist zum ersten Male eine Maßregel vorgeschlagen, den Mütterchutz unmittelbar durch den Mütterchutz zu verbessern, wenn auch das acht Wochen alte Kind bei Einstellung der mütterlichen Ernährung und Pflege immer noch großen Gefahren ausgesetzt bleibt. Der sozialdemokratische Antrag kennt selbstverständlich keinen Unterschied zwischen ledigen und verheirateten Arbeiterinnen; in erster Linie hat jedes Kind, welchen Ursprungs immer, Anspruch auf Schutz seines Lebens und seiner Gesundheit. Die Lage der unehelichen Mütter und Kinder gehört heutzutage noch zu den barbarischen Erscheinungen unseres Zeitalters. Ueber 9 Prozent aller im Deutschen Reich geborenen Kinder sind unehelich; für einzelne Bezirke stellt sich das Verhältnis noch weit ungünstiger, für Berlin zum Beispiel auf 15,3 Prozent. Das ist über ein Siebentel aller überhaupt Geborenen. Ein großer Teil dieser Mütter gehört dem Gefandstand an; und während die Arbeiterin doch heute schon einen gewissen Schutz genießt, dessen Verbesserung unansprechlich ist, fehlt den Dienstmädchen und den in gleicher Lage befindlichen Heimarbeiterinnen und weiblichen Angestellten noch jeder sichere Schutz. Die Heimarbeiterin ist wenigstens durch ihre Mutterschaft nicht völlig ihrer Subsistenzmittel beraubt, während die im Haus oder im Geschäft Angestellte gewöhnlich jede Erwerbsmöglichkeit einbüßt. Die hohe Zahl von Selbstmorden, von Kindesmorden und anderen Verbrechen steht im direkten Zusammenhang hiermit; es bedarf auch keiner weiteren Erklärung, warum die Sterblichkeit der unehelichen Kinder die der ehelichen in so auffälligem Maß überträgt. Ihr Verhältnis in Prozenten ist in Oesterreich etwa 30 zu 23, in Italien 26 zu 18, in Frankreich 28 zu 15, in Schweden 15 zu 9. In einzelnen Gegenden tritt der Unterschied noch schärfer hervor, nach Angabe von Wolf für Erfurt zum Beispiel: 35,2 zu 17,2 Prozent. Unter der schwersten psychischen Depression, von Angst um die Zukunft gefoltert, der gesellschaftlichen Achtung preisgegeben, verrichtet die uneheliche Mutter, womöglich unter Verheimlichung ihres Zustandes, bis zum letzten Augenblick schwere Arbeit. Nur in seltenen Fällen vollzieht sich ihre Niederkunft unter den vom sanitären Standpunkt gebotenen Bedingungen; unter welchen Umständen das Inslebentreten eines neuen Erdbürgers sich häufig abspielt, dafür finden wir in den Lokalnachrichten unserer Tagespresse eine Fülle grauenvoller Beispiele. Einzelne Wohlthätigkeitsanstalten, deren Fassungsvermögen der großen Zahl von Bedürftigen gegenüber verschwindet, bieten ausnahmsweise auch Mädchen Unterkunft und Schutz; die allermeisten Heime stellen sich auf den Standpunkt der „Sittlichkeit“: Mütter ohne Trauschein und Kinder, die ohne gesetzliche Sanktionierung gezeugt sind, lieber dem Untergang preisgeben. Kaum einige hundert Zufluchtjuchende finden Aufnahme; die Zahl der

unehelichen Geburten allein betrug aber in einem Jahre 7676. Diese Ziffern sprechen zur Genüge. 160 Frauen verbrachten die letzte Nacht vor ihrer Niederkunft im städtischen Asyl für Obdachlose; 13 Kinder wurden daselbst geboren. Wie mag es den unzähligen anderen Müttern ergangen sein? Die Kinder des Gesindestandes sind auch für ihr späteres Leben förmlich vom Unglück gezeichnet; sie fallen dem Kostkinderwesen anheim und ihre Mortalität überragt noch die in der am Schlechtesten situierten Arbeiterklasse um 8 Prozent.

Der Gemeinderath von Paris vertheilt alljährlich Unterstützungen im Betrage von 100 000 Francs an Frauen, die der Mutterschaft entgegensehen, gleichviel, ob verhehlicht oder unverhehlicht; in die unentgeltlichen Zuflucht- oder Unterkunfthäuser wurden in einem Jahre 1100 schwangere Frauen aufgenommen, aber 1600 wurden noch wegen Raummangels abgewiesen; unter den Aufgenommenen waren nur 179 verheirathete Frauen, dagegen 800 Dienstmädchen. Auch in Berlin befanden sich unter 127 in die Stiftung „Heimstätte“ aufgenommenen Wöchnerinnen 102 Dienstmädchen.

Die Angst vor der drohenden Entvölkerung hat in Frankreich jene Werthschätzung des Menschenlebens geweckt, die in jedem Kulturstaate vorhanden sein sollte. Die Frage des Kinder- und Mütterchutzes steht augenblicklich dort im Vordergrund des Interesses und in den letzten Jahren sind reiche Dotirungen zur Schaffung von Asylen, Rekonvaleszentenheimen und Gewährung von Erziehungsbeiträgen an selbststillende Mütter gemacht worden. Der Gemeinderath gewährt Bedürftigen Zuschüsse von 20 Francs monatlich während der ersten achtzehn Lebensmonate des Kindes, wenn nothwendig, bis zum vollendeten dritten Jahr, selbststillenden Müttern sogar 30 Francs im Monat; die Stadt Paris rechnet dabei freilich, daß die Erziehung eines einzigen Findelkindes für 3500 Francs zu stehen kommt, während die bezahlten Beiträge im Höchstfalle 1398 Francs erreichen. Allerdings entfällt in Deutschland ein Theil der in Frankreich von Gemeinde- und Privat-Wohltätigkeit getragenen Lasten, weil hier Klassen bestehen und es eine Befehlsgebung giebt, die den unehelichen Vater zur Alimentation verpflichtet. Dieser schwache Rückhalt macht eingreifende Reformen auf diesem Gebiete aber wahrlich nicht überflüssig. Die Schaffung von Wöchnerinnen- und Rekonvaleszentenheimen muß als öffentliche Pflicht anerkannt werden. Im Interesse des öffentlichen Wohles liegt es, das Selbststillen der Mütter durch Gewährung von Zuschüssen zu fördern und behördlich überwachte Anstalten zur Herstellung sterilisierter Milch in zum Gebrauch fertigen Fläschchen einzurichten, die an Bemittelte verkauft werden könnten, an Unbemittelte unentgeltlich verabfolgt werden müßte. Auch ist es Aufgabe der Arbeiterinnenschutzgesetzgebung, verringerte Arbeitszeit, längere Ruhepausen bei Geburten, Ausschluß aus gesundheitsgefährlichen Betrieben und bessere allgemeine Lebensbedingungen herbeizuführen. Durch soziale Hilfe muß der Mutterberuf die ihm gebührende hohe Werthung empfangen und dadurch auch im Allgemeinbewußtsein des Volkes jene Achtung und Würdigung erhalten, die der Kampf ums Dasein eben so bedroht wie die herrschende Sittenstrenge gegen das „gefallene Mädchen“.

Soll denn die Heiligkeit der Mutterschaft bloß noch in der Requisitionskammer des deutschen Dichters fortleben?

London.

Ubele Schreiber.



Die Kuh.

Ella und ihr Vetter Kurt sitzen allein im Salon. Sie ruht halb liegend auf einer Chaiselongue und stützt den Kopf mit der Hand. Er sitzt ihr gegenüber, sehr steif und sehr gerade, und hält seinen Hut zwischen den Armen. Ella, die soeben gelesen hat, ist von dem unerwarteten Besuch, der sie in ihrer Lecture unterbrach, nicht sonderlich begeistert. Dieser Vetter aus der Provinz, bloß um drei Jahre älter als sie, nämlich erst zwanzigjährig, ist in ihren Augen fast noch ein Kind. Sie fühlt sich ihm an Erfahrung und Weltkenntniß unendlich überlegen. Sie findet ihn sogar ein Bißchen komisch. Und sie kann ihm — last not least — nicht verzeihen, daß er sich nicht in sie verliebt hat, was, nach ihrem Dafürhalten, seine Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre. Ihre Ansicht geht darin, daß jeder junge Vetter sich in seine junge Cousine zu verlieben, ihr wenigstens den Hof zu machen habe. Aber dieser Bengel ist zu nichts zu gebrauchen. Nicht einmal zum Nächstliegenden. Na, schön! Jrgend Etwas muß man doch mit ihm anfangen, da er nun einmal da sitzt . . . Und so eröffnet Ella in ziemlich nachlässigem und gelangweiltem Ton das Gespräch: Die Mama ist fortgegangen, wird aber bald zurück sein . . . Hast Du Zeit, auf sie zu warten?

Kurt (den sein Hut genirt): Ja, Cousine.

Ella: Leg doch Deinen Hut irgendwohin. Niemand wird ihn Dir forttragen. (Er legt ihn vor sich auf den Tisch. Pause.) Gefällt es Dir in Wien?

Kurt: Danke, ja. Sehr gut.

Ella (sieht ihn an): Und wie gefalle ich Dir?

Kurt (verduzt): Wie Du mir . . . ? Warum fragst Du mich Das?

Ella: Weil ichs wissen will, vernünftlich. Du kannst mir ruhig sagen,

ob ich Dir nicht gefalle. 'stunge Madchen gefallen so jungem Leuten mag.

Kurt (der sie nicht so entsetzlich klug findet, lacht ein Wenig, sagt aber nichts darauf.)

Ella (ärzert sich über sein Lachen, das ihr furchtbar dumm vorkommt. Sie will ihm sofort beweisen, daß sie unendlich viel klüger ist als er, will ihm imponiren, ihn verblüffen und in die Enge treiben. Er soll schon sehen, der dumme Junge! Und sich ihm näherbeugend, fragt sie mit listigem Augenblinzeln unvermittelt): Sag mir, Vetter Kurt: mit welchem der folgenden drei Geschöpfe besitze ich die meiste Ähnlichkeit: mit einer Kape, einem Vogel oder einer Kuh?

Kurt (starrt sie einen Augenblick an; dann lacht er laut auf): Nein, so Etwas! Was der Cousine nicht Alles einfällt! (Und er schüttelt sich vor Lachen.)

Ella (findet ihn und sein tölpelhaftes Gelächter über die Massen geschnacklos. Sie wollte ihm imponiren und er lacht sie aus. Ihr Keger über ihn wächst und sie sagt in strengem Ton): Hör auf, zu lachen. Du lachst nicht mich, sondern einen unvergleichlich größeren Menschen, als wir Beide sind, aus: Friedrich Nietzsche.

Kurt (der einfacher Landwirth werden will und von Nietzsche nichts weiß, säßt sich nicht im Geringsten beschämt. Er fragt, noch immer lachend): Und dieser Herr Nietzsche meint, daß Du einem der drei Thiere ähnlich siehst? Das finde ich famos!

Ella (gereizt): Lieber Kurt, Du bist erschreckend ungebildet. Kompromittirend ungebildet bist Du, mein armer Kurt. Wenn man schon das Unglück hat, Nietzsche nicht zu kennen, thut man doch wenigstens, als kenne man ihn . . .

Kurt: Ich bewahre! Warum denn?

Ella (die Geduld verlierend): Mein Gott, weil Nietzsche ein berühmter Mensch ist, . . . weil . . . (mit einer muthlosen Geste): Aber wo soll man denn da anfangen! Wenn Einer so gar nichts weiß! (Nimmt das Buch auf, das neben ihr liegt und hält es ihm unter die Nase.) Das lies! Den Titel lies! Hast Du von „Also sprach Zarathustra“ niemals reden gehört?

Kurt (ohne einen Schimmer von Verlegenheit): Niemals.

Ella: Schämte Dich!

Kurt: Gar nicht schäme ich mich. Weshalb denn auch? Ich habe genug zu lernen. Wenn ich, wie Du, nichts zu thun hätte . . .

Ella (unterbricht ihn): Laß Dich von mir belehren, Kurt. Du machst Dich ja lächerlich mit Deiner Ignoranz. (Sie hat Nietzsches Werke zwar nicht gelesen, hat nur Einiges aufgegriffen, was über ihn gesprochen oder geschrieben wurde, und hat heute zum ersten Mal in den „Zarathustra“ geguckt. Dennoch kommt sie sich neben Kurt ungeheuer gebildet vor oder glaubt doch wenigstens, ohne Gefahr vor ihm mit ihrem Wissen renommiren zu können. Mehr als er weiß sie am Ende doch! Und so fährt sie mit überlegener Mine zu sprechen fort): Der Zarathustra und, was er sagt, ist weise, gut und eigenartig. Eigenartig, verstehst Du, Kurt?

Kurt (langweilt sich und sagt etwas brummig): Ja, ja. Ich glaub's schon.

Ella: Man kann unendlich viel aus dem Buche lernen, Kurt. Ja, man wird, so zu sagen, ein anderer Mensch, wenn man dieses herrliche Buch mit Verständniß liest . . .

Kurt (bemüht, sie abzulenken): Aber wann und wo hat Dich denn der Herr Nietzsche mit den drei Bieestern verglichen?

Ella (mitleidig): Aber Kurt!! Nietzsche ist ja doch tot, hat mich nie gesehen . . .

Kurt: So!? Das thut mir leid. Nämlich, daß er schon tot ist.

Ella (mit einer ungeduldigen Bewegung): Kurt, man könnte aus der Haut fahren mit Dir. Nach doch nicht so entschuldigende Einwendungen, ums Himmels willen! (Sie schlägt das Buch auf und sucht darin.) Wo steht es denn? Ach, da. Jetzt hab ichs. Und nun spize gefälligst Deine Ohren, Kurt. (Sie liest vor.) Vom Freunde. Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig. Rayen sind immer noch die Weiber oder Vögel. Oder, besten Falls, Kühe. (Hält im Lesen inne und sieht ihn gespannt an.) Was sagst Du dazu?

Kurt (platzt wieder heraus und schlägt sich mit der Hand auf den Schenkel): Jamos! Das ist ein famosor Keel!

Ella (sich mühsam beherrschend): Du hast ja noch gar nicht über Das nachgedacht, was ich Dir vorgelesen habe. Du gehörst eben auch zu den Vielzweckigen und zu den Vielplättern, die mit ihrem Urtheil gleich fertig sind . . .

Kurt (der seine Deiterkeit nicht zügeln kann, fast stöhnend): Was sind denn wieder Das für Gewächse?

Ella (entrüstet): Du bist ein solches Gewächs und Millionen sind's mit Dir! Auswachsen könnte man vor Verdruss!

Kurt (sich fassend): Warum nicht gar! Es wäre Jammer schade um Deinen hübschen Nacken, Cousine. Thus lieber nicht!

Elia (halb befänstigt): Gut, Kurt, ich will, Dir zu Gefallen, nicht auswaschen. Aber jetzt denke ein Bißchen über Nießsches Worte nach. Ernsthaft, Kurt!

Kurt (gutmüthig): Missetwegen! Leg nur los. Denn Du hast natürlich, wie ich Dich kenne, bereits darüber nachgedacht, was, Elia?

Elia (befriedigt): Selbstverständlich. Und siehst Du, ich meine, daß Nießsche es so gemeint hat: In uns Frauen steckt so Manches von der Kaze und auch vom Vogel. In der Einen mehr von der Kaze, in der Anderen mehr vom Vogel. Verstehst Du mich?

Kurt: Aber die Kuh?

Elia (über den Einwurf ungehalten): Laß die Kuh einstweilen aus dem Spiel. Ich werde später auch auf die Kuh kommen. Also: die Kaze zuerst. Sie ist schön, mit geschmeidigen Gliedern und graziosen Bewegungen. Sie ist klug und nur durch Güte zu gewinnen. Den, der nach ihr schlägt, krast sie. Sie ist nicht demüthig wie der Hund, sie ist ein selbstherrliches und selbstbewaktes Geschöpf, so zu sagen ein Ueberthier . . .

Kurt: Ein . . . was? (Sehr erstaunt.)

Elia: Ach, Das verstehst Du natürlich wieder nicht. Das ist für Dich zu hoch. Kurzum: die Kaze gleicht, wie Du vielleicht bemerkt haben wirst, so mancher Frau, wenn man an ihre Schönheit, Grazie und Klugheit denkt. Und zu schmeicheln wissen wir am Ende auch . . .

Kurt (listig): Vielleicht auch zu krast und falsch zu sein?

Elia (stolz): Auch. Das gehört mit dazu. Folglich hat Nießsche ganz Recht, wenn er sagt, daß wir Frauen Kazen sind.

Kurt (den das Gespräch ernstlich interessirt, lebhaft): Er sagt aber: Kazen oder Vogel oder . . .

Elia (fällt ihm ins Wort): Ich komme schon zum Vogel. Alles hübsch der Reihe nach, Kurt, nicht wahr? (Er nickt animirt. Sie, von ihrem Erfolg befriedigt, fährt zu sprechen fort). Auch der Vogel ist schön, anmuthig, bezaubernd. Er ist argloser als die Kaze und leichtsinniger . . . Auch weniger klug. Ein Bild so vieler Mädchen und Frauen! Und wie Viele giebt es nicht, die halb Kaze und halb Vogel sind! (Wirft einen Blick in den Spiegel.) Und Diese sind natürlich die Entzückendsten und Gefährlichsten.

Kurt (stellt sich dumm): Wieso denn?

Elia (geärgert): Euch gefährlich, Du Kindskopf!

Kurt (um ihr gefällig zu sein, in nachgiebigem Tone): Es wird schon so sein, Cousine. Ich verstehe halt noch nicht viel davon . . . (Da sie ihm einen Blick voll Veringschätzung zuwirft, ablenkend): Aber die Kuh? Er spricht doch auch von der Kuh, der Herr Nießsche.

Elia (überlegen): Für eine gewisse Gattung Frauen, die ich, nebenbei bemerkt, glücklicher Weise nur vom Hörensagen kenne, stimmt es auch mit der Kuh. Bei Nießsche stimmt eben Alles, weißt Du. Die Kuh ist ein nützliches, dummes und ehrbares Hausthier . . .

Kurt (unterbricht sie mit tölpischem Lachen): Na, ehrbar! Du solltest sie nur einmal sehen, Deine ehrbaren Kühe, was sie auf der Weide oft mit einander treiben!

Ella (sehr streng): Kurt, ich verbitte mir solche Bemerkungen. Vergiß nicht, mit wem Du sprichst.

Kurt (beschämt): Na, sei nicht böse. Es ist mir nur so herausgerutscht.

Ella: Das darf Einem eben nicht passieren. Herausgerutscht ist übrigens auch kein sehr geschmackvolles Wort. Es verrenkt Einem förmlich die Zunge. Doch um zu unseren Hammeln zurückzukehren . . .

Kurt (einsäufelnd): Zu unseren Kähen, meinst Du wohl?

Ella (ungebulbig): Das war doch nur ein Citat, Das mit den Hammeln. Mit Dir verständigt man sich unglaublich schwer!

Kurt (demüthig): Du mußt Geduld mit mir armen Hinterrüßler haben!

Ella: Hab' ich ja. Alß; die Kähe. Die beschränkten und braven Familienmütter sind eben die Kähe. Aber diese arme Gattung kommt für Unseren natürlich nicht in Betracht. (Uebergengt, daß sie ihm mit ihrer Auseinandersetzung gewaltig imponirt hat, scheinbar gleichgiltig): Und jetzt sag' mir, Kurt, in welche Kategorie ich gehöre. Bin ich Kage oder Vogel? Oder halb Kage und halb Vogel?

Kurt (sieht sie starr an): Das zu entscheiden, maße ich mir nicht an, Cousine. Geht mich ja auch gar nichts an. Du willst mich auch bloß hineinlegen, um mich auslachen zu können, wenn ich Dir eine dumme Antwort gebe . . .

Ella (betroffen, da sie merkt, daß er sie durchschaut): Keineswegs, Kurt. Ich halte Dich auch durchaus nicht für dumm . . .

Kurt (trocken): Schönen Dank. Aber um mich handelt es sich hier auch gar nicht, sondern um den Herrn Kiejsche. Er hat den Vergleich mit den Vögeln und Kagen und Kähen gezogen und nicht ich. Doch der Vergleich ist nicht von Pappe und gefällt mir riesig.

Ella (in gezwungenem Tone): So. Viel Ehre für Kiejsche.

Kurt (ohne den Stich zu beachten, gleichmüthig und harmlos): Und weißt Du, was ich an der Sache am Hübschesten finde? Daß er sagt: Kagen sind immer noch die Weiber; oder Vögel; oder, besten Falles, Kähe. Daß er „besten Falles“ Kähe sagt.

Ella (deren nervöses Gesichtchen sich mehr und mehr verlängert): Warum findest Du Das denn gar so hübsch?

Kurt (immer noch scheinbar völlig harmlos): Weil er damit wohl meint, daß die Frauen am Natürlichsten und Werthvollsten sind, wenn sie weder auf ihre Krallen noch auf ihre buntes Gefieder sich, der Himmel weiß, was, einbilden, sondern sich darauf beschränken, brave Hausmütter zu sein, gesunde Kinder zu kriegen und ihre Kinder selbst zu stillen. Alles Andere, meint er wohl, der Herr Kiejsche, ist Schnickschnack. Und wenn ich ihn recht verstanden habe, dann sind wir ja einer Meinung, er und ich. Und ich finde, daß er ein ganz famoser Kerl ist. (Und im Geiste fügt er, innerlich lachend, bei): Da hast Dus, Du halber Vogel und halbe Kage!

Ella (ist so empört und verblüfft, daß ihr keine Erwiderung einfällt. Zu ihrer Erleichterung tritt in diesem Augenblick die Wama den Salon und das ihr peinlich gewordene Tête-à-tête hat ein Ende.)



Naturalisten und Aestheten.

Naturalismus und Aesthetizismus stehen trotz ihrer inneren wie äußeren Gegensätzlichkeit in einem Parallelverhältniß zu einander; sie entsprechen sich wie Anfang und Ende. Denn ein Ende reicht immer noch in einen Anfang hinein. Aesthetizismus und Naturalismus verhalten sich wie der Spätherbst zum ersten Frühling. Und wie die Spuren des Herbstes noch bis tief in den Frühling hineingreifen und im Kreislauf des Jahres die typischen Erscheinungen einer bestimmten Jahreszeit nicht immer genau wie im Kalender abgegrenzt sind, so finden sich Naturalismus und Aesthetizismus wie Anfang und Ende neben einander als Zeichen aufsteigender und abfallender Kultur.

In ihrer Grundstimmung schon zeigen Naturalismus und Aesthetizismus ihre wesentliche Art. Der Naturalismus ist revolutionär gestimmt, setzt eine innere Gährung voraus, dem Aesthetizismus dagegen ist Resignation eigenthümlich: eine gewisse Müdigkeit, die nichts so sehr fürchtet wie Kampf und Aufregung. Dort Angriffsstellung, Bruch mit der Vergangenheit; hier ein weises, rückschauendes, temperamentloses Verzichten, ein Leben in der Erinnerung, ein Zucken in alten Kulturen. Dort Welthunger, hier Ueber sättigung, Weltkel, — wenn der Ausdruck gestattet ist: Weltkater.

Wie in der Grundstimmung, so treten auch im Stoff die korrespondirenden Gegensätze zu Tage. Der Naturalismus bevorzugt das animalische Leben, das Natürlich-Einfache, das Unmittelbar-Natürliche; seine Objekte sind Menschen der niederen Sphäre, ursprüngliche Leidenschaften, gradlinige Konflikte. Der Aesthet sucht das Intellektuell-Subtile, das Destillirt-Natürliche, das Künstliche; Menschen innerer und äußerer Kultur, Menschen von nervöser Verfeinerung; Leidenschaft in ihrer letzten nervösen und cerebralen Sublimierung; Gedanken und Gefühlskomplikationen als Mittel der Anregung; den Kampf ums Dasein ganz in das Innenleben verlegt, als Ringen um Selbstbehauptung vor sich selbst, um Gleichgewicht; Lebenskonflikte ganz verinnerlicht, nur in der Seele, vielfach gekreuzt, in Spiralen endlos gewunden, ohne Endergebniß, ohne Abschluß. Die Reize des Naturalismus liegen im Reichthum der Motive, in der Fülle der Einzelheiten, im Ausdruck des interessanten Falles, in der Vielseitigkeit der Beobachtung. In den Werken des Aesthetizismus sind kaum stoffliche Reize, kaum ein äußeres Geschehen; es herrscht eigentlich Stoffarmuth; es fehlen die großen Entladungen, die tragischen Schicksalschläge, die Katastrophen, die Gewitter, die tiefen Durchfurchungen der Seele durch Gefühle und Gedanken; statt Dessen meist leises Spiel, ein Träumen und schmerzlich sanfte Verzückung.

Dem Stoff als dem Träger der Grundstimmung entspricht natürlich auch die Form. Im Naturalismus ist sie rudimentär, oft nur wie ein gut fundamentirtes, logisch tabellos konstruirtes Gerüst ohne Füllung; ein Präparat, ein Gerippe ohne Fleisch. Er giebt sich auch schon zufrieden, wenn er Rohmaterial herbeischafft. Bei der Formung, der sinnreichen, zweckvollen Gestaltung, versagt ihm leicht die Kraft. Er wirft den Stoff oft gleichsam im Naturzustand auf den Markt: Erzstücke ungeformt, Gold- und Silberbarren ungemünzt, Erdballen, die noch durch keine Wäsche gegangen, in denen noch Edelgestein und Sand und Kiesel ungeschieden sind. Seine Werke schmecken oft wie unreife Früchte; wie jaures

Licht, das nicht genug Sonne bekommen hat; wie noch nicht ausgegohener Wein. Er bietet ungekostete und ungekostete Nährstoffe: eine kanibalisire Kost, freij aus der Erde oder vom Schlächter. Das Beste, was der Naturalismus leistet, ist die impressionistische Studie oder Skizze, ein scharf gesehenes und exakt hingeworfenes Stück Natur, ein saftiges Stück Leben, eine bedeutsame Milieu-schilderung, ein Charakter im psychischen Detail, eine Situation und höchstens eine Sammlung solcher Stücke und Lebensabschnitte, eine Summe von Einzelzügen, — nichts Ganzes, aus einer Totalanschauung Geborenes, keine organisch gewachsene Einheit. Was er bietet, gleicht einer Summe von Punkten, die zwar äußerlich durch ein Prinzip zu einem System verknüpft werden, aber nirgends die Macht und Schönheit der großen Linie offenbaren. Mit einem Wort: Seine Wirkung ist, besten Falls, Mosaikwirkung.

Und diese korrespondirt mit der Tapeten- und Teppichwirkung der ästhetischen Kunst, deren Schwerpunkt formaler Art, deren Stoffgehalt auf ein Minimum beschränkt ist, deren Neigung zu stark dekorativen Tendenzen leicht ausartet in eine Verschwendung der Darstellungsmittel, die dann oft Selbstzwecke werden und den ideellen, geistigen Kern überwuchern, verdunkeln oder auch eine Armut verdecken und einen Reichthum vorlägen. Sie zeigt eine Ueberfülle an Farben und Bildern, eine exotische Neppigkeit des Ausdrucks, ein Schwelgen in Metaphern und Wortausflüß, in Rhythmenrausch und Zauber des Klanges. Sie leidet unter der übermäßigen Belastung durch Symbole und veräthelte, wirklich oder nur scheinbar deutungstiefe Beziehungen. Im Ganzen ein raffiniertes, ja prachtvolles Aeußere ohne den eigentlich zugehörigen Inhalt, von dem schmückenden Werth eines kostbaren Gefäßes, eines Prunkpokals, einer Biervase, eines schweren, goldenen Bechers getriebener Arbeit, in dem ein blinner Trank gereicht wird: Selters oder Limonade, vielleicht auch moussirend wie Champagner oder von der Farbe dunkelrothen Burgunders. Das spezifisch ästhetische Werk erinnert oft auch an Droguisten- und Konditorläden. Da giebt es Delikatessen, Konfitüren und allerlei Eingemachtes, überzuckerte Früchte, kandirte Nüsse, köstliche Essenzen, okkulte Schnäpse und süße Liqueurs, Parfümerien und kosmetische Artikel. Oder an gewisse Gerichte der französischen Küche, die man nur der Saucen wegen goutirt. Oder an Herbarien, die getrocknete, gepresste Blumen aufbewahren: tote Blumen, tote Blüthen mit verblaßten Farben und mit dem süßlich dumpfen Duft, der nur wie eine Erinnerung an das Leben schmeckt.

Vorfrühling und Spätherbst. Die Zeit der Ernte ist vorüber und die der Blüthe noch nicht da. Im Spätherbst zwar prangt der Wald in rothgoldener Farbenpracht; aber es sind Zeichen des absterbenden Lebens. Im Vorfrühling stehen die Bäume noch winterlich kahl, obwohl schon der Saft in den Stämmen emporsiegt und in den Zweigen zu Knospen drängt, die nun auch den letzten dünnen Blätterrest des vergangenen Jahres abwerfen.

Also auf beiden Seiten ein Manko in den schöpferischen Werthen, ein Rothstand. Dort nur ein Versprechen, hier ein Erinnern, ein Verzichten. Dort Zukunft, hier Vergangenheit: kein Erfassen, kein immer von Neuem schaffendes Erschöpfen der Gegenwart in ihrer Lust, in ihrem Leid und in Dem, was Beides zusammenfaßt: dem starken Lebensgefühl des Augenblickes. Dort ein Ueberwiegen des Stoffes: Naturalismus. Hier ein Kultus der Form: Lebensdürre,

schwindlichtiges Weiden mit katholischem Weibbraud. Auf beiden Seiten kein opus organon, keine große Synthese aus Gegenwärtwertzen, keine geistig-ethische Bewältigung der im politisch-sozialen Kampf wirkenden Triebmächte und der menschlich-kosmischen Realitäten. Eine Kunst für Feinschmecker, Fachmenschen, Kenner: eine Etikettenkunst. Keine großen Entladungen, höchstens Lebensextrakte.

Daher bleiben die allgemeinen Wirkungen auf die Menschheit im Großen aus. Statt ihrer Schulwirkungen. Sowohl um Arno Holz als auch um Stefan George haben sich Gruppen gebildet. Man redet von Holzjünglern und Georgejüngern. In diesen Schulwirkungen ruht hauptsächlich die Bedeutung des Naturalismus und Aesthetizismus. So sind Beide wohl kulturfördernd, aber nicht direkt kulturschöpferisch. Selten ist bei ihnen ein Hervorbrechen aus „seelischen Nöthigungen“ zu spüren. Die Geburten solcher anerzogenen Kunst kommen selten aus der Tiefe des Gemüthes und der Gedanken; daher fehlen befreiende Auslösungen: die Erlösungen.

Rehren wir noch einmal zu unserem Gleichniß von den Jahreszeiten zurück. Dann dürfen wir sagen: George gleicht dem Oktober. Die Kraft der Sonne ist gebrochen, die Ernte in den Scheuern, die Früchte sind abgefallen; nur haftet noch schlaff und schwer der halbe, hektische Prunk der Blätter an den Bäumen. Auf den Höhen treiben eisige Winde ein verwüthendes Frösteln durch die Glieder, in den Thälern lagern abends schon dicke, kalte, weiße Nebel wie Vorboten des Winterchnees. Holz ist frisch und nervenstärkend wie Aprilwetter. Veränderlich; protusartig. Bald klare Luft unter stahlblauem Himmel und grelle blendende Sonne, bald eine trübgraue Atmosphäre; dann Schnee in ungeheuren Wirbeln, Regen, gepeitscht von unbändigen Stürmen, und dazwischen die lustigsten Sonnenlichter im Spiegel der Milliarden Tropfen und der feuchten Fluren — wie Kinderlachen in einer tragischen Aktion.

Auf für Johannes Schlaf ist der erste Mai Symbol. O all die jungen zarten Keime, das blasse Blattwerk, die fein gerötheten Triebe, die jungfräulich weiße Unberührtheit der Blüthen, die aber freilich so verletzlich und bedroht sind von Maienfrösten und eisigen Frühwinden! Dazu das weiße, kuschende, Bäume und Saaten schamhaft küssende Licht, so voll Hoffnungen und Versprechungen, so reich an Strahlenglück und leise raumenden Heimlichkeiten. Aber schon ballen sich, fern am Horizont, schwarze Wolken . . .

Nur Einer repräsentirt den üppigen, brünstigen, heißen Sommer in der Gluth seines Lichtes und der Blühespracht und Gefahr rauschender Gewitter: Richard Dehmel. Die Werke dieses Gegenwartmenschen sind befreiende Thaten. Dehmel ist der schöpferische Beherrscher lust- und leidvoller Realitäten, der synthetische Künstler mit zentralisirender Kraft, der einen naturalistisch, unmittelbar gegebenen Stoff in die Pracht und Schönheit einer starken geschlossenen Form zu fassen vermag, der es versteht, „im irdisch begrenzten Bilbe zugleich ein überirdisch Grenzenloses darzubieten“, von dem gilt, was er selbst einmal sagt: „Der Künstler ist überall zu Hause. Ihm ist das Leid nur Widerspiel der Freude. Er fühlt sich wohl in aller Welt . . . Wer nicht gern leidet am Diesseits, verdient nicht zu leben, als Mensch nicht und erst recht nicht als Künstler.“

Ziegel.

Wilhelm Ventvodt.



Selbstanzeigen.

Nieze Wichmann. Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit von Edith Nebelong. Autorisirte Uebersetzung. Mit Portrait der Verfasserin. Berlin 1901. Axel Junckers Verlag. Preis 2 Mark.

Fräulein Nebelong hat die Aufforderung ihres Verlegers, eine Selbstanzeige ihres Erstlingswerkes zu schicken, mißverstanden und eine Selbstkritik geliefert, die er gern zum Abdruck bringen möchte. Hier ist sie:

„Die folgende Sentenz findet man in ‚Nieze Wichmann‘: ‚Ironie ist nichts als Kurzsichtigkeit und Verlegenheit‘. Man sollte glauben, daß ein Autor, der eine solche Wahrheit niederschreibt, sie auch seinem Handeln zu Grunde legen wird. Fräulein Nebelong kann Das aber nicht. Ich sah einst ein junges Weib, das über einen Graben springen wollte, die eigene Kraft aber überschätzte und hineinfiel. Ihr Gesicht war zerträgt und ihr gutes Kleid beschmückt; trotzdem lachte sie, als sie wieder auf den Beinen stand. Sie schämte sich so fürchtbar, das dumme Mädel, und wußte nicht, daß, wenn sie den Thränen freien Lauf gelassen hätte, die ihr in der Kehle saßen und unablässig aus den Augen zu stürzen drohten, sie ohne Weiteres den Platz in unserem mitleidigen Herzen gewonnen hätte, der sich im Augenblick ihres Sturzes für sie öffnete. So aber stand sie da und versuchte, ihre Schmerzen aus unserem Bewußtsein wegzulächeln. Dies Lächeln und ‚Nieze Wichmann‘ stammen aus der selben Quelle. Es herrscht zwischen Ironie und Gefühl in dem kleinen Buch ein fast tragischer Kampf, in dem die Ironie Siegerin bleibt. Aber wie ein elastischer Körper durch das Einengen an einem Punkt an einer anderen Stelle unverhältnismäßig anschwillt, so macht sich das zurückgebrängte Gefühl Luft in einer so unverhältnismäßig sentimentalen Pfefferkuchenfigur wie Onkel Hans. Onkel Hans ist unerträglich. Mit der Schilderung von Männern ist es in diesem Buch überhaupt nicht weit her; man empfängt einen flüchtigen Eindruck von einem korrekten Juristen und ein recht witziges Augenblicksbild von einem radikalen Paradoxenmacher. Man empfindet eben, daß die Männer die Verfasserin nur in ihrem Verhältnis zur Helbin interessirten. So bleibt schließlich nur Nieze selbst übrig, die Einzige, die der Verfasserin nahesteht, die Einzige, von der sie will, daß wir sie mit ihren Augen sehen. Ich sehe Nieze vor mir, die ihr flüchtiges, hingehauchtes Leben nach ihrer Lust ausleben will und die trotz Erfüllung aller äußeren Bedingungen nie dazu gelangt; ich sehe sie, wie sie immer wieder zurückgeschlagen wird, wie sie so unsagbar den Zwiespalt zwischen Wollen und Können fühlt, wie sie das Leben trotz Allem so innig liebt und wie sie so unglücklich stirbt. Ich liebe Nieze Wichmann, ich kenne sie wohl, aber ich glaube nicht, daß sie typisch ist. Man hat sich, in Dänemark, darüber beschwert, daß die Verfasserin sie sterben ließ. Das scheint mir ganz nebensächlich. Nieze kann sich gern mit einem Arzt oder einem Kolonialwarenhändler verheirathen, sie kann zehn Kinder kriegen oder musikalischer Clown werden; ihr Leben ist doch vollendet; sie gleicht einem Kreisel, der sich müde getanz hat, zwecklos, weil sie nicht anders konnte. Ich glaube an Fräulein Nebelongs Talent, wahrscheinlich mehr als irgend ein Anderer; und so bitte ich denn, zu entschuldigen, wenn meine persönliche Neigung für

diese junge Dame mich vielleicht verleitet hat, etwas ausführlicher über das kleine Buch zu sprechen, als ich als Kritiker verantworten kann.

Edith Reibelung."



Byrons Geheimniß. Drama in 5 Akten. Th. Schröters Verlag, Leipzig.

Wenn eine geistreiche Kritik als Zweck dieser Dichtung bezeichnete: „Ein Großer will einem Größeren opfern, Kleintreu überschätzt Byron, doch so lange wir dies Drama lesen, überschätzen wir Byron mit ihm“, so glaube ich zwar, den Dichterlord keineswegs zu überschätzen, doch hat dessen sonstige Bedeutung mit dem hier behandelten echt-menschlichen Ehekonflikt eigentlich wenig zu thun. Die sozusagen literarhistorischen Einzelheiten, die immerhin eine gewisse Kenntniß Byrons voraussetzen, dürften bei der Aufführung sämmtlich gestrichen werden; immer bleibe noch die tieftragische Handlung des Privatlebens bestehen. Das Stück führt anschaulich vor, was ich früher — in meiner „Geschichte der englischen Literatur“ etwas verhüllt, in späterer Spezialstudie ganz offen — über das Geheimniß Byrons, den Grund der Ehescheidung, enthüllte.

Die Edelsten der Nation. Komödie in 3 Akten. Albert Langen, München.

Ob die übliche Censur dies Bühnenstück beanstanden wird? Verunglimpfung des Offizierstandes erkennt sie schwerlich darin. Die Gestalt des alten Generals von Ellenburg und seines Sohnes, des Obersten, muß jeden Soldaten sympathisch berühren. Nach den Minderreien des „Rosenmontag“ glaube ich, hier den Nero des Standeskonflikts zwischen Offizieradel und freier Weltanschauung getroffen zu haben; und die Plutokratie wird besonders scharf gezeihelt.

Der Verrath von Mex. Illustriert von Epeyer. Karl Krabbes Verlag.

Ich bin hier zu der Ichform meines Dies Iras zurückgekehrt. Ein fingirtes Tagebuch Bazaines, in dem er seine geheimsten Gedanken offenbart. Wir sehen die ehrgeizigen Selbstsuchtpläne keimen, sich sprungweise entfalten, bis die böse Frucht reift, sehen zuletzt den indirekten Verräther sich in die eigene Schlinge verwickeln. Das Buch bietet zugleich ein Seelenportrait, in dem auch das Ewig-Weibliche (Bazaines Gattin) nicht vergessen wird.

Wilmersdorf.

Karl Bleibtreu.



Italienische Dichter der Gegenwart. Berlin, Karl Dunder's Verlag.

Das Unternehmen, deutschen Lesern einige der bedeutendsten lebenden Dichter Italiens zugleich mit einigen noch weniger bekannten aufstrebenden Talenten vorzuführen, dürfte nicht nur für literarisch Interessirte von Werth sein. Sucht doch jeder nach Italien Pilgernde sich möglichst genau über die bildende Kunst des Landes zu unterrichten; warum nicht eben so über die Dichtkunst, besonders über die Dichtkunst der Gegenwart? Meine Sammlung ist auf die Lyrik beschränkt geblieben und wird ergänzt durch Prosa-Aufsätze, die eine Uebersicht über das Leben und die Werke der Dichter geben.

Zalzburg.

Valerie Matthes.



Wagner, wie er war und ward. Ein Wort zur Klärung über den Meister als Menschen. Berlin. Otto Eckners Verlag. Preis: 1 Mark.

Meine Brochüre will weiter nichts geben als Das, was der Untertitel andeutet: ein Wort zur Klärung über den Meister als Menschen. Nur „ein Wort“; denn wie könnte man das Thema auf kaum vierzig Seiten erschöpfen? Gegenüber den bayreuther Offiziösen, aber auch gegenüber gehässigen und tendenziösen Anekdoten, die zur Verkleinerung und Entstellung des Künstlers und Menschen Richard Wagner noch immer aufgetischt werden, sollte hier des Meisters Bild mit möglichster Objektivität in rein menschlichem Licht zu zeigen versucht werden.

Erich Klotz.



Eine neue Auffassung von der Gesellschaft. Von Robert Owen.

Nach der dritten Ausgabe übersetzt und erklärt von Oswald Collmann.
Leipzig, C. L. Hirschfeld. Preis: Preis 2,50 Mark.

Unter den älteren Sozialreformern verdient Robert Owen einen Ehrenplatz, weil er — wenigstens im Anfang seiner Laufbahn — nicht utopistischen Wahngelüsten nachjagte, sondern auf praktischem Wege der sozialen Frage eine Antwort suchte. Es war praktische Sozialpolitik, wenn er für eine bessere Erziehung des Volkes kämpfte und wenn er in seiner Fabrik den ersten Versuch machte, eine auf freiwillige Beiträge der Arbeiter und der Patrone gegründete Versicherung gegen Krankheit, Alter und Invalidität einzurichten. Nicht minder war es praktische Sozialpolitik, wenn er vom Staat Arbeiterschutzgesetze verlangte. Wie sehr er auch mit dieser Forderung seiner eigenen Zeit voraus war, mußte er gar bald erfahren. Auf seine Anregung wurde 1815 in Glasgow eine Versammlung von Baumwollspinnern abgehalten, um von der Regierung die Aufhebung des hohen Einfuhrzolls auf die rohe Baumwolle zu erlangen und um Maßregeln zur Verbesserung der Lage der in den Spinnereien beschäftigten Kinder und sonstigen Arbeiter in Erwägung zu ziehen. Damals führte Owen seinen Kollegen ihre schwere sittliche Verantwortlichkeit energisch vor Augen. Bei der Abstimmung wurde die Aufhebung des Einfuhrzollens „mit Begeisterung“ angenommen. Für den zweiten Theil seines Antrages fand Owen nicht einen Anhänger. So von seinen Fachgenossen allein gelassen, wandte er sich an das große Publikum, dem er seine Reformpläne in vier Aufsätzen, zusammengefaßt unter dem hier citirten Titel, unterbreitete. Dies für die Geschichte der Sozialwissenschaft hochwichtige Werk ist im Buchhandel längst vergriffen und in Deutschland nur noch in einigen größeren Bibliotheken zu finden. Da nun auch die Ausdrucksweise des Originals etwas schwerfällig und zum Theil nicht ganz leicht verständlich ist, so glaubte ich, durch meine Uebersetzung dieses berühmten Buches den students of social sciences einen Dienst erwiesen zu haben.

Pofen.

Professor Dr. Oswald Collmann.



Georg von Siemens.

Georg von Siemens, der seinem schweren Leiden erlegen ist, war einer der Menschen, von denen man während ihres Lebens viel spricht. Aber es scheint fraglich, ob man noch lange nach seinem Tode viel von ihm sprechen wird. Wenn man vom Schauspieler sagt, daß die Nachwelt ihm keine Kränze flieht, so trifft dieses Wort auch für manchen Politiker zu. Wenigstens für solche Politiker, die nicht das seltene Glück haben, an einer großen That sich emporranken zu können. Diese große That bietet meist der Zufall; denn die Popularität bindet sich ja nicht etwa nur an die wirklich großen Werke, sondern oft an Vorkommnisse, die an sich viel weniger groß sind als andere, der Menge aber imponiren. So weit man, zum Beispiel, von Edward Vasker heute noch mehr als den Namen kennt, sieht man in ihm nicht den Mann, der wirkliche und sogar große Verdienste um die Ausharbeitung und Erklärung der deutschen Verfassung hatte, sondern den Schreckensmann der Gründerzeit. Und dabei war seine Rede gegen die Gründer eigentlich nichts als ein allzu menschliches Dokument, ein Beweis für die armselige Enge eines Gehirns, auf dem Bourgeoisium und Judenthum zu gleichen Theilen lasteten. Aber der Menge imponirte der Späß. Vasker ward also berühmt und man sprach von ihm. Erwinnern wir uns einmal an Vaskers Mitkämpfer im Verfassungskampf, an Männer wie Rudolf von Gneist. Wer spricht heute noch von Gneists parlamentarischer Thätigkeit? In den Büchern der Geschichte steht sie verzeichnet; das liebe „Publikum“ aber kennt höchstens noch den Juristen Gneist. Siemens ist nun mit diesen Männern gar nicht in einem Athemzuge zu nennen. Er reicht nicht einmal von fern an ihre Größe heran, obwohl ihm Verdienste um unsere Münzgesetzgebung nicht abgesprochen werden können. Aber so lange er lebte, sprach man viel von diesem Politiker, weil der Kaiser ihm gewogen war und ihm eines Tages Das verliehen hatte, was Georgs Vettern Werner und Arnold schon lange besaßen: das kleine Wörtchen „von“. Seitdem wollte das Munkeln und Naunen von einer zukünftigen Ministerberühmtheit nicht schweigen und an allen Stammtischen der Freisinnigen galt als selbstverständlich, daß der bevorstehende politische Systemwechsel Herrn von Siemens auf den Sitz des Finanzministers führen werde. Als Miquel ging und nicht Siemens, sondern Rheinbaben kam, ließ man diese Hoffnung noch immer nicht fahren. Nichts nämlich ist der Verblendung unseres Freisinn in den Zeiten zu vergleichen, wo er regierungsfähig zu werden hofft. Dann ähnelt er einer alten Jungfer, die bereit ist, jedem Manne, wie er auch aussehen mag, an den Hals zu fliegen.

Ob Siemens, wenn er das alberne Gerede von seiner nahen Ministerglorie hörte, nicht ironisch vor sich hin gelächelt hat? Ich weiß es nicht; aber ich denke mirs. Denn er war klug. Er war nicht der Mann der großen Worte und Ideale, sondern ein schlauer, kalkulirender Geschäftsmann, der sich wohl schon lange ausgerechnet hatte, wie geringe Chancen ein Mann seiner Art im Rath preussischer Minister haben müsse. Siemens war, als er ins Parlament trat, nationalliberal, ging dann zum Freisinn über und rückte bei der Spaltung der Partei seinen ehemaligen Fraktionsgenossen wieder näher, da er sich, als Leiter einer großen Bank, natürlich der Freisinnigen Vereinigung angeschlossen. Aber

er hatte in gewissem Sinn einen politischen Charakter. Wenigstens war er so klug, daß er seiner persönlichen Würde niemals Etwas vergab, um ein Amt oder einen Titel zu erlangen. Vor allen Dingen war er nächstem genug, in aller Ruhe zu erwägen, daß seine wirtschaftliche Stellung als Direktor der Deutschen Bank viel mächtiger und einflußreicher war als die eines Finanzministers. Deshalb konnte ihm auch nicht der Gedanke kommen, etwa durch eine Anpassung an die herrschenden agrarischen Tendenzen sein Glück zu versuchen. Nein: er gründete den Handelsvertragsverein und nahm damit den Kampf gegen die Agrarier offen auf. Die haßten ihn verblüfft. Darüber konnte Keiner sich wundern. Siemens war kein Phrasenpolitiker, der alle möglichen Schwankungen nach links und nach rechts mit schönen Redensarten vom Allgemeinwohl und von seinen politischen Idealen zu decken suchte, sondern ein wirtschaftlicher Realpolitiker. Er sprach nur über Dinge, von denen er Etwas verstand; und da sein wissenschaftliches Spezialgebiet zugleich auch das Gebiet seiner praktischen Wirksamkeit war, mußte er dauernd einen Standpunkt vertreten, der den agrarisch Interessirten nur verhaßt sein konnte. Und obendrein kam für jeden Junker noch das unbehagliche Gefühl hinzu: da redet Einer von Dingen, die den Großkapitalismus in die Landwirtschaft hineintragen wollen und können. Siemens war ein erfolgreicher Landwirth. Selbst seine erbittertsten Gegner konnten ihm nicht die Medaillen streitig machen, die er für Schweinezucht und andere landwirtschaftliche Bethätigungen erhalten hatte. Im parlamentarischen Kampf war er von seinen Gegnern gefürchtet, weil er stets, um seine Behauptungen zu beweisen, mit Beispielen aus der Praxis antworten konnte. Sachlich konnten die Agrarier ihn dann nicht widerlegen. Aber sie fühlten, daß seine Erfolge als wirtschaftlicher Konkurrent dem Kapital zu danken waren, das er hinter sich hatte, während sie durch andauernden Mangel an Kapital gezwungen waren, ohne die Stütze, die ihnen einst der Feudalstaat gewährt hatte, sich vom Strom der Zeit treiben zu lassen. Erst neulich sprach ich hier von einem Angriff, den ein agrarischer Journalist gegen den früheren Direktor der Deutschen Bank gerichtet hatte. Siemens hat sich dagegen so schwach und ungeschickt gewehrt, wie es sonst nicht seine Art war. Die Schatten des Todes lähmten eben schon damals seine Kraft. Nun sind die Agrarier von ihrem Feinde befreit. Aber sie werden trotzdem ihres Lebens nicht froh werden, denn sie kämpfen ja nicht gegen Menschen, sondern gegen die fortschreitende Entwicklung unserer Wirtschaft. Und diese Entwicklung füllt alle Lücken, die der Tod in die Reihen ihrer Gegner reißt, mit unheimlicher Schnelligkeit wieder aus. Dem Siemens sind sie los; die Siemens sind geblieben.

Anderes als der Politiker ist der Bankdirektor Siemens zu beurtheilen. Fast jede unserer Banken hat in dem Zimmer, wo der Aufsichtsrath seine Beschlüsse zu fassen pflegt, eine Galerie schöner Männerköpfe. Malerisch sind sie an den Wänden gruppiert. Das sind die Leute, die einmal im Aufsichtsrath oder in der Direktion geſessen haben und die man nun, nach einer tönenden Rede des Herrn Vorsitzenden, säuberlich an die Wand hängt. Dann braucht man von ihnen nicht mehr zu sprechen. Vor dem Bilde Georgs von Siemens wird manchmal Einer aus der Verwaltung der Deutschen Bank andächtig stehen bleiben. Man wird an ihn denken; denn als Direktor der Deutschen Bank leistete er das Beste, das Sichtbarste für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands. Als man 1870 daran ging,

die Deutsche Bank zu gründen, hieß es in den Statuten, der Zweck der Gründung sei: „Betrieb von Bankgeschäften aller Art, insbesondere Förderung und Erleichterung der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und den übrigen europäischen Ländern und überseeischen Märkten.“ Damals wurde gelacht; und die Leiter und Schreiber der Fachblätter zweifelten an dem Erfolg. Daß auch die lieben Kollegen sich höchst skeptisch zeigten, versteht sich von selbst. Zum Theil entzurrangen die trüben Prophezeiungen für die Zukunft des jungen Instituts natürlich dem Konkurrenzneid. Zum anderen Theil aber waren sie sicher auf die ehrliche Ueberzeugung zurückzuführen, daß man sich von der englischen Bankvorherrschaft doch nicht befreien könne. Wie sich heute in vielen Köpfen der Weltmächtdünkel zu einer Art Größenwahn auswächst, so trieb damals der brandenburgisch-preussische Kleinbürgerstolz Viele zur Verzweiflung an einer Zukunft deutscher Wirtschaftsmacht. Was aber dachten und hofften die Gründer der Deutschen Bank? Es waren kluge Leute, die bei ihren liberalen Idealen das gute Geschäft nicht vergaßen. Rechtzeitig erkannten sie, das politisch geeinte Deutschland müsse auch auf wirtschaftlichem Gebiet Früchte bringen, die ihren Idealen nicht schaden, aber ihrem Wohlstand nützen würden. Die Bank ging zunächst ein Bißchen rasch vorwärts. Schon 1871 verdoppelte sie ihr Kapital. In einem angesehenen Finanzblatt wurde damals gehöhnt, ein Bedürfnis, das Aktienkapital zu verdoppeln, sei jedenfalls nicht vorhanden, selbst wenn es wahr sein sollte, daß die Bank bei den Riffpiraten, den Kaffern und bei den Schwarzfußindianern Kommanditen erischen wolle. Und dieser Spott schien berechtigt. Denn in den folgenden Zeiten der Krise konnte das junge Institut, das noch dazu von allen Seiten mißtrauisch angesehen wurde, natürlich keine glänzenden Erfolge erzielen. Dann aber ging es langsam und sicher vorwärts. Wenn auch in New-York Geld verloren wurde und man genöthigt war, die wiener Filiale aufzulösen, so mehrten sich doch die Zeichen des Fortschritts. Schon 1877 konnte bei der Emission der österreichischen Goldrente die Gruppe der Deutschen Bank der Rothschildgruppe erfolgreich Konkurrenz machen. So ward allmählich aus dem „Banken“, das nur 15 Millionen Aktienkapital hinter sich hatte, die Bank mit den 150 Millionen. Und ich kann nicht zweifeln, daß Siemens das Hauptverdienst an dieser Entwicklung hatte. Er besaß ganz die Eigenschaften, die der Leiter eines Rieseninstitutes haben muß: diplomatische Gewandtheit und Energie in richtiger, nützlicher Mischung. Und seine recht beträchtlichen juristischen Kenntnisse befähigten ihn früh, die Formalien der Verwaltung sich anzueignen. Mit seiner Energie und Konsequenz hatte er nicht nur bei den großen äußeren Transaktionen, sondern gerade auch im inneren Dienst die entscheidende Stimme. Er war kein Mensch, der sich persönlich vordrängte; deshalb war es auch nicht seine Sach-, den ganzen Betriebsmechanismus auf seine Person zuzuschneiden, wie es mit autokratischer Gesalligkeit andere Bankdirektoren gethan haben. Er machte nicht den Versuch, die Direktoren, die er bei seinem Eintritt vorfand, sich zu unterjochen, und bemühte sich stets, selbständige Arbeiter als Mitdirektoren anzustellen. So läßt sich heute schwer beurtheilen, inwieweit Siemens persönlich an den verschiedenen Geschäften theilhaftig war, was sein Verdienst war und was das Verdienst Anderer. Das gerade aber lehrt, wie gern er neben sich selbständige Naturen duldete; und schon darin zeigt sich ein nicht geringes Verdienst. Er war ein

geschworener Feind aller Günstlingwirthschaft und deshalb leidet seine Bank nicht, wie andere große und kleine Institute, unter einem Protektionismus und Nepotismus, der unfähige Menschen, weil sie mit Empfehlungen reich ausgestattet sind, an Stellen setzt, wo sie mehr Schaden können, als hundert intelligente Menschen in Jahren wieder gut zu machen im Stande sind.

Das Hauptgeschäft, das Siemens seinen Nachfolgern überläßt, ist der Bau der anatolischen Bahn. Da können sie zeigen, was sie zu leisten vermögen. Den Hinweis auf Anatolien, das in der europäischen Wirthschaftspolitik noch eine große Rolle zu spielen berufen ist, danken wir Siemens. Ob freilich für die Deutsche Bank das Bahngeschäft sehr vortheilhaft sein wird, bleibt abzuwarten. Es hat schon manche pekuniären Opfer gefordert, von denen vermuthlich nicht das geringste die Uebernahme der letzten deutschen Reichsanleihe war. Freilich brachte gerade dieses Geschäft Siemens in die Nähe des Kaisers und verschaffte dadurch der Deutschen Bank den Nimbus, der ihr in der Oeffentlichkeit so außerordentlich genützt hat. Ob die Nachfolger Georgs von Siemens der Bank diesen Nimbus erhalten werden: Das ist die große Frage, die heute Keiner beantworten kann. Denn Fürstengunst haftet ja fast immer an der Person. Plutno.



Notizbuch.

Zwei Helden hat der deutsche Liberalismus im Oktober vor dem Häuflein der Betreuen ausgestellt und den andächtig Starrenden stolz zugerufen: Diese sind unsere: Jetzt taut das uralte Eismännlein. Wieder ernt' es was wahr ist, und es muß festzustellen, wie oft im Lauf des letzten Jahrzehntes der Geheime Medizinalrath und Professor Dr. Rudolf Virchow öffentlich gefeiert worden ist. Jrgend einen Jubiläumstag wird man wohl in fast jedem Semester finden. Wenn sich gar kein besserer Anlaß bot, wurde in frohem Hochgefühl des Tages gedacht, da einst irgend eine von Virchow herausgegebene Zeitschrift zu erscheinen begann. Nie ist ein Mann so oft und so laut auf dem Markt gelobt worden; niemals. Und er kann es vertragen; pünktlich stellt er sich zu jeder Feier ein und ihm zuckt nicht die Wimper, wenn ihm Schmeicheleien ins Gesicht gesagt werden, die einem asiatischen Despoten das Blut in die Schläfen treiben könnten. Am dreizehnten Oktober ist er achtzig Jahre alt geworden; und was da in Rede und Schrift zu seinem Ruhm geleistet wurde, übertraf Alles, was die letzte Phantasie zu erträumen vermochte. Der größte Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts und der größte Mediziner aller Zeiten wurde er genannt und als Hygieniker, Pathologe, Ethnologe, Anthropologe gepriesen. Daß er der größte Sohn seines Volkes ist und kein Anderer der Menschheit solche Wohlthat erwiesen hat, hörten wir; und in dem Heulchor der Begeisterten konnte es kaum anfallen, als einer der trunkenen Vasallen sein langes Sprüchlein mit dem Brantischwei schloß: „Meister, laß Dir die Hand küssen!“ Der Herr der goethischen Pölle zog eine andere Pöbligungsform vor. Nun darf ein Vaie sich gewiß nicht erdreisten, an den Verdiensten eines Forschers herumzumäkeln, dessen Ruhm das Mund der Erde erfüllt. In Virchows Persönlichkeit ist nichts Genialisches; aber er ist sicher ein großer Gelehrter,

der Alles weiß, was man in seinem Fach wissen kann, und den die kühle Skepsis vor den Irrwegen des Gauatifers bewahrt hat. Er hat das Lehrgebäude errichtet, dessen Grundmauern die Müller, Schleiden, Schwann gefügt hatten, und ist wahrscheinlich unschuldig daran, daß sein begabtester Mitarbeiter, Reinschardt, den Manche für den eigentlich schöpferischen Geist dieses Zweibundes hielten, so ganz vergessen ist. Er hatte das Glück, an die Vorarbeit Müllers zu einer Zeit heranzutreten, wo beinahe Alles noch, was er durch das wesentlich verbesserte Mikroskop sah, neu war und zu neuen Folgerungen führen mußte, und wurde der Begründer — nicht der Erfinder — der Cellularpathologie. Die Größe dieses Verdienstes mögen die Fachleute ermessen. Doch dieser That wegen ist Virchow nun seit vierzig Jahren gefeiert worden; und man sollte meinen, wie die Schuld, so müsse auch das Verdienst einmal verjähren. Aus allen Festreden und Lobartikeln ist nicht zu erkennen, welche ungeheure Leistung der Gefeierte in diesen vier Jahrzehnten denn nun noch vollbracht hat. Seine anthropologischen und namentlich seine ethnologischen Versuche haben durchaus nicht so allgemeine Anerkennung gefunden, wie man uns vorzureden will, und es giebt sehr ernste und sehr angesehene Gelehrte, die behaupten, er habe blind und taub in seinem Zellengefängniß gefesselt und den Kopf nur durch die Stäbe gestreckt, wenn der Lärm neuen Lebens ihn störte, das in der Hochstube der Wissenschaft entbunden ward. Den Darwinismus hat er bekämpft, die Bakteriologen mit eifrigem Spott bewirthet, aber auch gegen Pettenkofer polemisiert und der Serumtherapie gnädig erst seinen Segen ertheilt, als es ihm möglich schien, sie für eine Konsequenz seiner Lehre auszugeben. Damals sagte Behring, der Erfinder des neuen Diphtheriemittels, in der „Zukunft“ von ihm: „Ich beneide Virchow um seine unvergleichliche Arbeitskraft, ich bewundere ihn wegen seiner Vielseitigkeit und ich verehere ihn als den großen Meister in den beschreibenden Naturwissenschaften auf makroskopischem und auf mikroskopischem Gebiet. Aber seine auf die Lehre vom Zustandekommen der Krankheiten und von ihrer Heilung übergreifenden Theorien halte ich für Irrlehren, die wegen ihrer das ärztliche Handeln in falsche Bahnen lenkenden Wirkung und wegen ihrer großen Verbreitung die schädlichsten sind, die man je erfinden konnte. Aus diesem Grunde bekämpfe ich Virchow, den medizinischen Doktrinär und Theoretiker... Bekanntlich giebt es heutzutage keinen wissenschaftlichen Mediciner mehr, der wagen würde, ernsthaft für eine andere Erklärung der Wirkungsweise des Chinins beim Wechselstieber einzutreten als für diejenige, an welche man nach Virchow, unmöglich glauben kann!... Wenn ich die Zeichen der Zeit richtig deute, so beginnt man in den Ärztekreisen jetzt doch mehr und mehr, die Aufgabe des Mediciners darin zu sehen, daß er den Kranken Nutzen bringt, und weniger darin, daß von ihm über die Krankheit klug gesprochen wird. Virchows Verdienste liegen aber mehr auf dem Gebiete des klugen Sprechens als auf dem des Nützens.“ Solche Stimmen werden von den Hymnen der Gläubigen überdönt. Wenn die lauten Herren uns nur auch sagen wollten, für welche seit der Begründung der Cellularpathologie vollbrachte Schöpferthat wir ihrem Helden danken sollen. Daß er ein vortrefflicher Lehrer ist, ausgezeichnete Monographien veröffentlicht hat und früh für die Kanalisierung deutscher Städte eintrat, genügt am Ende doch nicht zur Rechtfertigung so beispielloser Dithyramben. Wer sich den Festlärm erklären will, wird immer wieder der Thatsache gedenken müssen, daß Virchow seit fünfzig Jahren der Fortschrittspartei angehört, der Partei, die den Namen geändert und die parlamentarische Macht eingebüßt hat, die noch heute aber über die Presse

und deren Ruhmesplantagen verflügt. All seine Vielgeschäftigkeit, seine Vereinsgründungen und Rundreisen hätten ihm, der schließlich doch kein Darwin, nicht einmal ein Helmholtz war, nicht den Schein solcher Gottähnlichkeit verschafft, wenn er nicht im preussischen Abgeordnetenhaus und im Reichstag die Politik der Fortschrittspartei vertreten hätte. Das war, ist und bleibt sein größter Ruhmesittel. Er hatte mit Mannesmuth gesagt, Bismarck, „dem jedes leitende Prinzip fehlt, stürme ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinaus“, und in schönem Patriotenzorn gerufen: „Herr von Bismarck hat gar keine Ahnung von einer nationalen Politik. Das ist ja eben der große Vorwurf, Das ist die Schwäche seiner Position, daß er seiner ganzen Entwicklung nach kein Verständnis für nationales Wesen hat!“ Kein wahrhaft freisinniger Mann konnte ihm diese That jemals vergessen. Und Virchow hat seinen Parteigenossen die Dankbarkeit leicht gemacht. Für einen in die Politik verschlagenen Hygieniker lag die Versuchung nah, der Enträthselung sozialer Probleme seine ganze Kraft zuzuwenden. Virchow wankte und wich nicht vom erhabenen Standpunkt bequemer Bourgeoispolitik. So unermesslich sei, sprach deshalb zu ihm jetzt Richters beredter Mund, seine Lebensleistung, daß späte Enkel glauben würden, nicht ein einzelner Mensch habe diese Fülle gewaltiger Werke geschaffen, sondern der Sammelname Virchow decke, wie der Homers, die rüstige Arbeit einer ganzen Schaar. . . Ein Bischofen mußte der Ton herabgestimmt werden, als am ersten Tage nach der nur vorläufig lezten Virchow-Feier die Botschaft vom Tode Georgs von Siemens kam. Ein Bischofen; als den größten Finanzmann aller Zeiten konnten selbst die Treuesten den früheren Direktor der Deutschen Bank nicht preisen. Zimmerhain nannten viele Zeitungschreiber ihn kurz und bündig einen „großen Mann“. Am dreizehnten Oktober war uns erzählt worden, eine wissenschaftliche Medizin habe es vor Virchow überhaupt nicht gegeben; am vierundzwanzigsten Oktober vernahmen wir, ein Finanzwesen großen Stils habe erst Siemens seinem Vaterlande beschert. Alle Legenden beginnen so; stets schuf der Held aus dem Chaos eine Welt der Glückseligkeit. Siemens dachte wohl geringer über den eigenen Werth und hätte gelächelt, wenn man seinen „rastlosen Fleiß“ gerühmt hätte. Er war kein Mann des pathetischen Brusttones, sondern ein aus dem Stoff geschaffener Cyniker. „Wenn 'ne Sache schlecht ist“, pflegte er zu sagen, „dann setz ich mich drauf und bleibe drauf sitzen, bis sie gut ist“. Ganz richtig bezeichnete er damit die stärkste Seite seiner Begabung. Als Organisator der Niederlagen, auch solcher, die er selbst verschuldet hatte, war er unübertrefflich und Keiner verstand wie er, eine verfahrenre Sache wieder ins Gleich zu bringen. Ob aber die Deutsche Bank der stillen Praktikerarbeit des Herrn Wallich nicht im Grunde mehr verdankt als den „großen Ideen“ des Herrn von Siemens: darüber sind die Meinungen getheilt. Plutus wird nicht böse sein, weil meine Wahrnehmungen nicht in allen Punkten mit seinen, des Sachverständigeren, übereinstimmen. Die englische Bankvormundschaft, von der er spricht, war nur von einem Institut abzuschütteln, dessen Leiter mit eisernem Fleiß die Methoden der englischen und der französischen Banken, insbesondere des Crédit Lyonnais, auf deutsche Verhältnisse anwandten. Das hat, in Jahren unrichtbarer, aber emsiger organisatorischer Arbeit, die Deutsche Bank gethan und deshalb ist heute die Frage kaum wichtig, welchen Rang der bekannteste ihrer jetzigen Direktoren, Herr Gwinner, als Finanzmann einnimmt. Durch zähen Fleiß hat Siemens sich nie ausgezeichnet. Er selbst nannte sich gern einen „faulen Kerl“ und tröstete sich und Andere mit den Worten: „Wenn ich hier auch

nichts thue, so arbeite ich doch drauſen für uns.“ Drauſen hieß hier: im Reichstag. Und kein Unbefangener kann leugnen, daß Siemens der klügste, erfahreſte und aufrichtigſte Vertreter der Händlerinteressen in unſeren Parlamenten war; er wußte immer, worauf es ankam, kannte die Bedürfnisse und Zusammenhänge des Weltverkehrs und war in den Gedankenkreiſen der intelligenten Großkaufleute und Exporteure heimisch. Zum Politiker fehlte ihm nur das Augenmaß. Ich bin, nach Allem, was ich gehört habe, überzeugt, daß er Minister werden wollte, Minister zu werden hoffte und aus der Bankdirektion nur ſchied, um ministrable zu ſein. Es wäre kindisch, ihn deshalb zu verhöhnen oder geringer zu ſchätzen. Denn er war kein Streber, den der armsüßige Titel reizte, ſondern wollte wirken, die Sache, die ihm die gerechte ſchien, zum Siege führen. Nur irrte er völlig in der Beurtheilung naher poliſtiſcher Möglichkeiten. Er glaubte, die Regierung werde die Gründung des Handelsvertragsvereins als einen ihr erwieſenen Dienſt betrachten; und es iſt eine Thatſache, daß er noch wenige Tage vor der Veröffentlichung des Zolltarifs mit größter Sicherheit behauptete, er wüßte beſtimmt, daß Bülow an einen Minimaltarif nicht mehr denke. Ueberhaupt zeigte die Gründung des Handelsvertragsvereins, die ſein eigenſtes Werk war, die Grenzen ſeiner poliſtiſchen Begabung. Der Sache, der er dienen ſollte, hat dieſer Verein biſher nur geſchadet; und daß er ihr auch künftig nicht nützen kann, geſehen ſehend ſogar die erbitterteſten Gegner der Agrarier . . . Ein großer Mann war Siemens alſo nicht; aber ein ungewöhnlich tüchtiger Bankdirektor und ein geſcheiter Menſch, der eine geſchäftliche Konjunktur früh zu erkennen und klug auszunützen wußte. Mit all ſeinen Talenten wäre er nicht ſo weit gekommen, wenn er nicht Siemens, ſondern Cohn, Schulze oder Fürſtenberg geheißen hätte. Und auch mit ſeinem in der jungen Geſchichte der großbourgeoifen Technik und Induſtrie berühmten Namen wäre er nicht als ein Heros auf das Paradebett geſtreckt worden, wenn er nicht vor der Front zu des Freisiums Fahne geſchworen hätte. Es iſt immer das ſelbe Schauſpiel, bei Virchow und Siemens in Berlin, bei Eduard Suweg in Wien. Der Liberalismus iſt dankbar; und ſchlau. Solchen Ruhm, ruft er den Erwachſenden zu, haben wir zu vergeben, wir ganz allein; und wenn Ihr ſein fromm ſeid, werden wir auch bei Euch, iſts erſt ſo weit, nicht mit dem Vorber knauern.



Noch vor zwanzig, vor fünfzehn Jahren wäre ſolcher ins Unſinnige geſteigerte Ueberſchwang doch nicht möglich geweſen. Als Virchow ſiebenzig Jahre alt wurde, lachte man noch über die Schreiber, die ihn als „den König der Geiſter den Thron der Wiſſenſchaft beſteigen“ ließen. Das iſt vorbei. Im Deutſchen Reich lacht man über Phraſen längſt nicht mehr. Der ewige Pöbel, die ſtete Häufung der Superlative haben den Sinn für die Bedeutung des Wortes geſchwächt. Jeder wählt einen Ausdruck, der zehnſach ſtärker iſt als der Gedanke oder das Gefühl, dem er aus Nicht helfen ſoll. Es iſt, als rechneten Alle mit der ſchlechten Muſik eines leeren Saales. Täglich kann mans auf allen Gebieten merken. In der vorigen Woche wurde Vorſing gefeiert. Ein derbes, deutſches und doch anmuthiges Talent, dem wir hüßliche Theatermuſik zu danken haben. In Zeitungartikeln und Feſtreden wurde von ſeinen „unſterblichen Meiſterwerken“ geſprochen. Was bleibt dann für Beethoven übrig? Und man achte einmal auf die Redeweife unſerer Offiziellen. Nicht nur der Bürgerweiſter und Byzantiner, die Einzugsreden halten. Da ſchreibt Herr Rieber-

ding, ein sonst nüchternen, kühler Jurist, er sei vom Tode Georgs von Siemens „tief erschüttert“. Anders geht es nicht mehr. Tief bewegt, tief erschüttert: Das lesen wir jeden Tag. Nun sinne Einer mal nach, wie oft er in seinem Leben wirklich tief erschüttert war. Die Herren Bülow, Pöbbselofski, Rieberding und Genossen haben, als sie hörten, Siemens sei gestorben, wahrscheinlich gesagt: Schade, mit dem liebenswürdigen, klugen und lustigen Herrn ließ sich angenehm verkehren. Wenn sie aber öffentlich reden, geht's ohne tiefe Bewegung nicht ab. Und schließlich steigert man schon am Alltag die Rede so, daß bei feierlichen Gelegenheiten nur noch die tollsten Superlative ausreißend scheinen. Wenn jeder jubelnde Duzendgelehrte ein Meister ist, kann Biechow nur noch der größte Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts sein. Es ist eine Epidemie; und als Phrasier besiegen wir jetzt jeden Wettbewerb. Ernsthafte Leute sollten sich endlich zusammethun und mit unumsichtiger Strenge darauf halten, daß in ihrer Nähe die Wortkleider des Empfindens und Denkens nicht länger noch in ödem Nummenschanz geschändet werden.

Im Rothen Hause giebt es vorläufig nichts Neues. Der Magistrat sehnt sich nach behaglicher Ruhe. Der Stadtverordneten Herren stehen vor den Kommunalwahlen und markiren mit schlotternden Beinen Standhaftigkeit. Den Bescheid des Oberpräsidenten, der die Wahl des Herrn Kauffmann, mit vollem Recht, dem König nicht zur Bestätigung vorlegen will, erkennen sie nicht an, sie nicht; vom König selbst wollen sie Antwort. Ein Minister sollte dem König einmal empfehlen, die Führer der Mannhaften, die Herren Preuß, Cassel und Sachs, zu einer Besprechung ins Schloß zu bitten. Dann wäre es für eine Menschenewigkeit, was auch geschehen möge, mit der Konfliktstimmung im Rothen Hause vorbei.

Unter den Siemens-Anekdoten war eine, die Beachtung verdient. Als der Bankdirektor beim Kaiser frühstückte, kam das Gespräch auf den Burenkrieg und Wilhelm der Zweite fragte, woher nur die Begeisterung der Deutschen für die Buren kommen möge. Das ist ganz einfach, sagte Siemens; für Krüger und seine Leute schwärmen alle Frauen und Kinder. Der Kaiser, so wird berichtet, lachte laut, schlug sich aufs Knie und rief: „Das stimmt! So ist's auch bei mir. Meine Frau kann morgens gar nicht früh genug nach der Zeitung greifen, um zu sehen, ob die Buren nicht wieder einen Sieg erfochten haben.“ Die kleine Geschichte zeigt, daß Siemens auch zum Hofmann Talent hatte. Wäre er der Herr mit dem „streifen Rückgrat“ gewesen, der aufrechte Demokrat, als der er auch nach der Mobilisirung uns immer in Vergessenheit vorgeführt wurde, dann hätte er auf die muntere Frage des Kaisers geantwortet: „Den Ursprung der Begeisterung für die Burenache haben Euer Majestät am dritten Januar 1896 mit treffenden Sätzen bezeichnet und das deutsche Volk, Männer, Frauen und Kinder, sehnt heute noch hoffend den Tag herbei, wo es mit Euer Majestät eigenen Worten dem Präsidenten der Südafrikanischen Republik zuzurufen könnte: ‚Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appelliren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Schaaren, die als Friedensstörer in Ihr Land eingedrungen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren.‘“